

# Meine Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg



erzählt von Aloyse Bissen

geboren am 5. April 1920 in Vichten



Mein Name ist Bissen Aloyse (Kass Aloyse), geboren zu Vichten am 05.04.1920 als jüngstes Kind der Eheleute Emile und Louise Bissen-Clemes. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, arbeitete ich als landwirtschaftlicher Gehilfe im bäuerlichen Betrieb meiner Eltern in Vichten. Außerdem hatte ich noch einen kleinen Nebenverdienst als Organist. Ich will nun erzählen, wie sich die Kriegsjahre auf mein Leben ausgewirkt haben.

An meinem Schicksal ist nichts Dramatisches, mir erging es so wie vielen Anderen der Jahrgänge 1920 bis 1926. Ich glaube nur, dass ich einen aussergewöhnlich guten Schutzengel gehabt haben musste, weil noch lange nach Kriegsende habe ich den Luftdruck der vorbeifliegenden Kugeln gespürt und das Surren der Granatsplitter gehört. Meine glückliche Heimkehr erscheint mir auch heute noch als ein Wunder.

### ***Reichsarbeitsdienst (R.A.D.) vom Oktober 1941 bis März 1942***

Die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst für die Jahrgänge 1920 – 1924 erfolgte 1941. Zuallererst fanden Musterungen in Diekirch statt. Für uns war das schon etwas Außergewöhnliches, denn wir mussten alle unsere Kleider ablegen und wir wurden von Kopf bis Fuß abgetastet. Danach bekamen wir ein Gefäß hingehalten und wir mussten darin pinkeln. Ich muss Ihnen gleich eine kleine Anekdote erzählen: Bei mir wollte das mit dem Pinkeln nicht klappen weil ich das gerade vorher noch schnell erledigt hatte. Voller Ungeduld fing der Sani Gehilfe an zu brüllen; was er alles brüllte weiß ich nicht mehr, doch es ging Rede von einem „faulen, auf Vordermann zu bringendes liederliches Pack“.

Danach vergingen etliche Wochen, dann mussten wir erneut zur Musterung antreten. Weil ich ein bisschen Erfahrung gesammelt hatte, schwor ich mir „der Preiss brüllt mich diesmal nicht an“ und ich genehmigte mir vorher etliche Biere und ging nicht auf die Toilette. Als es dann soweit war hatte ich einen solchen Druck auf der Blase, dass es schäumte und ich nicht aufhören konnte. Da fing der Kerl erst richtig an zu brüllen und ich weiß nur noch, dass das Gebrüll um Schweine ging. Da haben wir schon unsere ersten Erfahrungen mit den Herrenmenschen gesammelt, aber wir hatten ja noch keine Ahnung was alles noch auf einen zukommen sollte.

Nun verging wieder eine kleine Zeit und wir hegten die Hoffnung, dass nichts geschehen würde, doch weit gefehlt. Bald flatterte die Einberufung für den Arbeitsdienst ins Haus, datiert für den 8 Oktober 1941. Wir waren sehr bestürzt darüber, doch wir trösteten uns, dass der Arbeitsdienst ja nur 6 Monate dauern würde und dann wäre der Spuk vorüber. Außerdem wurde der Jugend vorgegaukelt, das wäre nur ein kleines Ertüchtigungslager.

Am 8ten Oktober fanden wir uns bei der Garerschule in Luxemburg-Stadt ein. Es waren sehr viele Leute da, die „Jongen“ mit ihren Angehörigen, dann wurden unsere Namen aufgerufen und die anwesend waren haben als gute Luxemburger mit „Hei“ geantwortet. Das ging ohne Protest der Preußen und auch wenn wir ihre Kommandos nicht schnell genug ausführten, so verhielten sie sich ruhig. Wir wurden in verschiedene Gruppen eingeteilt und so marschierten wir, luxemburgische Lieder singend, zum Bahnhof, wo der Zug nach Trier auf uns wartete. Von Trier aus sind die Gruppen verteilt worden und unser Zug ging in

Richtung Hermeskeil/Türkismühle im Hunsrück. Wir waren alle noch in guter Verfassung, aßen unterwegs unsere mitgebrachten Schmierer mit Genuss und harrten der Dinge die auf uns zukamen. Meine Gruppe landete im Dorf Namborn, das noch im Saargebiet lag, das die Franzosen besetzt hatten. Es war eine saubere kleine Ortschaft, aber wir mussten dann einige Kilometer zu unserem Ziel marschieren, nach Hirstein und das entpuppte sich als ein dreckiges kleines Nest.

Es war schon von Anfang an deprimierend: im Lager angekommen, wurden zuerst unsere Namen aufgerufen, der Erste im Alphabet hat wieder „Hei“ gerufen, aber da entlud sich ein Gebrüll, dass uns das Blut in den Adern gefror. Der Zweite begann mit einem zögerlichen „Hei“, das Wort blieb im Mund stecken und es klang zaghaft „hier“. „Lauter, lauter“ wurde gebrüllt, so wussten wir alle Bescheid und konnten uns auf eine lausige Zeit einstellen.

Es wurde wirklich eine lausige Zeit und es würde eine riesige Litanei ergeben, würde ich all die Demütigungen, die Strapazen und die Erniedrigungen über diesen schrecklichen Winter 1941-1942 erzählen. Die ersten 8 Tage waren ohne Rast und Ruhe, mit einem Tempo, dass es fast nicht auszuhalten war. Wir kamen nicht einmal dazu, eine Karte nach Hause zu schreiben. Unsere Familien waren in schrecklicher Aufregung, aber sie wussten ja nicht unter welchem Druck wir standen.

Wir schliefen zum ersten Mal auf Strohsäcken und morgens um 6 hat uns die Sirene aufgewacht und das Gebrüll ging los. Wir standen alle in der Reihe und wir kriegten unsere Kleidung zugeworfen, ob sie uns gepasst hat oder nicht. Am schlimmsten war es mit den Schuhen, entweder zu klein oder zu gross, es war ein schreckliches Durcheinander. Dann ging es sofort los mit dem Drill, am Anfang noch ohne Spaten, immer wieder „Hinlegen, Auf, Marsch, Marsch“ und für gewöhnlich hat der Ausbilder sich auch noch die verdrecksten Plätze ausgesucht zum „Hinlegen“. Abends musste die Kleidung dann gewaschen werden und morgens wieder anziehen, obschon sie noch nicht getrocknet war. Etwas was uns anfangs stark auf die Nerven ging, war das Laufen, immer laufen, egal ob man zum Klo oder sonst irgendwo hin wollte, immer im Laufschrift. Dazu das wöchentliche Laufen zu einem 7 km. entfernten Ort und nach einer kurzen Pause wieder zurück. Das erste Mal habe ich gedacht, „et wier mäi Läscht“, aber dann hat man sich dran gewöhnt.

Und dann die vielen Appelle! Am schlimmsten war der Abendappell der Schuhe: es war eine Mordsarbeit die Schuhe wieder auf Hochglanz zu bekommen, weil das Exerzierfeld, ein grosses Plateau, immer voller „Bulli“ war. Auch die Appelle in der Bude, wenn das Bett nicht kantig genuch gemacht war oder die Kleidung auf den Schemeln nicht zackig genug da lag, dann ist alles durcheinander geworfen worde, machmal zwei-, dreimal. Eine kleine Geschichte will ich aber noch erzählen. Ich hatte von daheim viele gute Sachen mit bekommen und bei einem Spindappell fiel dem Truppführer eine schöne Tafel Schokolade auf. Er hat nichts gesagt, aber am Abend, als wir in unseren Stuben waren, kam sein Bursche mit 5 Mark um die Schokolade zu kaufen. Ich aber sagte „A wanns de nit geess, dé Preiß frösst méi Schokola nit“. Da aber hatte ich eine Dummheit gemacht, die mir bitter zu stehen kam. Der Truppführer sagte nichts, aber ich bekam es zu fühlen, seine Rache hat mir viel Leid beschert. Einen Pluspunkt aber hatte ich: mit der Zeit war bekannt dass ich gut singen konnte und wenn wir marschierten hieß es danach immer „Bissen, ein Lied“. Ich habe auch geholfen die Lieder einzustudieren und so konnte ich nach und nach meinen Fehler kompensieren.

Weihnachten rückte immer näher und das Heimweh wurde immer stärker. Wir bekamen Pakete aus der Heimat, aber die Lagerleitung hat sie geöffnet und die Butter, Schinken und Wurst geklaut. Weihnachten wurde gefeiert, aber es war nur eine weltliche Feier. Immer wieder „Sieg Heil“ und dann die Sondermeldungen über ihre Siege, die uns demoralisiert

haben. Egal wo wir auch waren; Fanfarenmusik hat sie im Lautsprecher angekündigt, wir mussten alle stramm stehen, die Preussen haben gegrinst und wir sind „gebascht vu Roserei“.

In unserer Stube waren größtenteils Luxemburger, doch es waren auch etliche junge Preußen dabei, die kamen gerade von der Hitlerjugend, noch richtige Nazianhänger, die aber inzwischen gemerkt hatten woher bei uns der Wind blies. Der Robert Hentgen hat es ihnen bewiesen, er war der Einzige der nicht mitmachte als wir vereidigt wurden und daraufhin landete er prompt im Bunker. Er hätte niemals freiwillig mitgemacht, bis sein Vater kam (er war Deputierter und Minister in der alten Regierung) und ihn aus dem Bunker holte. Robert war so fanatisch, dass er auf die Frage, ob er lieber Deutscher oder Franzose wäre, kurz und laut antwortete „Franzose“. Hut ab vor so einem Charakter. Er war ein lieber verwöhnter Junge und zu langsam für die gegebenen Umstände. Er hatte sein Strohbett neben meinem und im Anfang habe ich ihm viel geholfen, sodass er rechtzeitig zur Stelle war. Die anderen luxemburgischen Kameraden waren fast alle aus der Minettsgegend, ich war der einzige Bauer und wurde am Anfang etwas geringschätzig eingestuft, bis ich mir eines Tages Respekt verschaffte. Beim Mittagmahl gab es dicke Gurken und es hat einer sich damit amüsiert, Scheiben abzuschneiden und nach einem Kameraden zu werfen. Ich habe ihn aufgefordert es zu unterlassen, da ich Reinigungsdienst hatte, aber er hat mich ausgelacht. Da nahm ich mein Messer und sagte: „probéier et“, er grinste nur, aber als er werfen wollte habe ich blitzschnell mit dem Messer auf seine Hand geschlagen dass das Blut spritzte, da waren die Anderen paff und nach dieser Tat war ich kein armes Bäuerlein mehr. Wir wurden alle echt gute Kameraden. (Leider kann ich mich nicht mehr an die Namen erinnern).



Als wir vereidigt wurden kam mein Bruder Misch und mein Schwager Pier Reisen aus Hollerich mich besuchen und wir konnten uns an den mitgebrachten Sachen ergötzen. Wenn wir die Appelle gut überstanden hatten, gab es sonntags Ausgang. Hirstein war evangelisch und so gingen Robert Hentgen und ich dann ins Nachbardorf Namborn, besuchten die Kirche und mit der Erlaubnis des Herrn Pfarrers konnte ich auf der Orgel spielen.



Pfarrkirche „Mariä Himmelfahrt“  
in Namborn

Nach drei Monaten, im Januar 1942, wurden wir dann in ein Nachbardorf von **Kirchberg** im Hunsrück versetzt (ich habe den Namen vergessen). Es war ein kleines Dorf, wo wir ein Arbeitsdienstlager errichten sollten. Eine Baracke, eine Küche und die Latrine standen bereits aber es war ein schreckliches Unterfangen denn alles war tief gefroren. Wenn man auf das Klo ging, musste man immer den Spaten mitnehmen um den letzten Stuhlgang, der gefroren war, zu entfernen. Es musste der Obrigkeit aufgefallen sein, dass es ein unnutzes Unterfangen war, denn nach einem Monat wurden wir wieder versetzt.



Wir kamen nach **Bernterode**, 86 km hinter Kassel, in eine große Munitionsfabrik, die Heeresmunitionsanstalt im stillgelegten Kalisalzwerk Bernterode. Dort mussten wir Granaten aufschichten, verladen und in den beiden Schächten lagern. Zwei gewaltige Fahrstühle fuhren hinunter in die Tiefe und wir waren immer froh, wenn wir dort eingeteilt wurden, denn es war gemütlich warm in der Tiefe. Die Arbeit war nicht anstrengend und es gab kein Gebrüll. Wir wurden aber immer untersucht, denn es durfte kein spitzer Gegenstand mit hinunter um Sabotage zu verhindern. Dort luden und entluden wir die kleinen Waggons mit den Granaten in die entsprechenden Grotten, da konnte kein Fliegerangriff Schaden anrichten.

*(1944/45 wurden die Stollen als Versteck benutzt u.a. für die Säрге der preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sowie die vom Reichskanzler Paul von Hindenburg und seiner Frau, für die Bibliothek von Sanssouci, den Hohenzollern-Kronschatz, für wertvolles Porzellan und Gemälde).*

Wir arbeiteten dort zusammen mit älteren deutschen Zivilisten, die aber freundlich zu uns Luxemburger waren. Es waren Leute vom Lande und die brachten uns hie und da ein Butterbrot mit, denn sie verstanden unser Unglück. So verging die Zeit und wir warteten mit Sehnsucht auf den Tag der Entlassung.

Wir kehrten zurück in unser Lager und am 28. März 1942 empfangen wir wieder unsere Zivilkleidung, mussten aber noch zwei Tage lang die preußischen Klamotten waschen und alles ordnungsgemäß an die Kleiderkammer abliefern. Dann ging es mit Hurra der Heimat entgegen.



28. März 1942  
Abschied vom RAD

Ich habe noch vergessen zu erwähnen, dass es kein Ungeziefer, Läuse oder dergleichen im Lager gab. Es wurde auf strikte Sauberkeit bestanden und um der Gefahr von Filzläusen vorzubeugen stand jede Woche eine Untersuchung auf dem Plan. Wir standen dann nackt auf einem Podium und der Sanitäter, bewaffnet mit einer Lampe, schritt die Front ab und nahm die Schamgegend unter die Lupe. Bei uns war keiner damit behaftet. Man nannte diese Untersuchung: Schwanzparade.

Ich will noch etwas erläutern: Meine Tochter Mariette hat sich über die Fotos mit dem Spaten gewundert. Der Spaten war unser „Gewehr“, damit übten wir militärischen Drill, und wir mussten ihn genau so pflegen, als ob es ein Gewehr wäre.



Nun war ich wieder zu Hause auf dem Bauernhof und wurde wie gehabt ins Arbeitspensum eingegliedert. Neben der Arbeit bestand mein Dienst als Organist und ich übte fleißig weiter, aber ohne die üblichen Musikunterrichtsstunden. Es war eine düstere deprimierende Zeit unter der Herrschaft der schrecklichen Nazidiktatur. Am Anfang ging es bei der Militärverwaltung verhältnismäßig ruhig zu, aber nicht lange, denn da kamen die Giele Männercher (Kollaborateure mit khakifarbenen Uniformen) unter dem Gauleiter Simon zum Zuge. Da ging es Schlag auf Schlag mit neuen Verordnungen und zur Durchführung dieser Verordnungen war die wüste Gestapo, die S.S. und die verkrachten S.A. Männer zur Stelle. Und als Höhepunkt der Verordnungen war die große Manifestation mit den Nazis und den Mitläufern in den weißen Hemden, wo dann der berühmte Gauleiter Simon unter tosendem Applaus die Wehrmacht in Luxemburg proklamierte, und wie mit herrlichen Worten ausposaunt wurde, welche Ehre den Luxemburger damit erwiesen wäre ihren Anteil zum Siege der Nation beitragen zu dürfen.

Zuerst sollten die Jahrgänge 1920 – 1924 eingezogen werden, aber die Gewaltmenschen hatten nicht den Widerstand und das Heldentum der Bevölkerung einkalkuliert. Das geschah am Sonntag, den 30. August 1942, eine Woche vor unserer Kirmes, als die Wehrmacht in Luxemburg eingeführt wurde. Aber da ging ein Sturm der Empörung in der Bevölkerung los, Streiks vielerorts, Schulen blieben geschlossen, viele Lehrer streikten, es waren Bauern die keine Milch ablieferten, am schlimmsten war es in Wiltz und im Minette. Aber die Preußen ließen sich nicht beirren, Strafgerichte folgten auf dem Fuße und mehrere der Streikenden wurden standrechtlich erschossen, andere kamen in die Villa Pauly zum Verhör, wurden geschlagen und misshandelt, andere kamen nach Dachau ins Konzentrationslager oder wurden zwangsversetzt. Es war eine grauenvolle Zeit, aber die Zwangsrekrutierung blieb bestehen. Also wusste ich was auf mich zukam, denn ich war ja ein zwanziger Jahrgang. Einstweilen rührte sich nichts, aber nicht lange, da kamen die ersten Zwangsuntersuchungen nach Diekirch ins Haus geflattert. Das störte mich noch nicht, denn das hatte ich ja schon beim Arbeitsdienst erlebt. Bei der zweiten Untersuchung mussten wir unseren Lebenslauf aufschreiben, so konnten die Herrenmenschen uns einschätzen.

Nun warteten wir darauf was geschehen würde. Es dauerte nicht lange, da flatterten die ersten Stellungsbefehle ins Haus aber Gott sei Dank war ich noch nicht dabei. Am 8. Oktober 1942 marschierte der erste Sammeltransport Richtung Bahnhof Luxemburg. Wie wir später erfahren haben, haben die Zwangsrekruten damals randaliert und im Zug alles was nicht mit Schrauben gesichert war, demoliert und zum Fenster heraus geschmissen. Das wurde aber bestimmt ein schreckliches Erwachen danach für die armen „Jongen“.

Ich hatte mittlerweile eine Freundin und zwar H. Das war so eine Tempoliebe auf den ersten Blick, was bei mir nicht unüblich war: wir standen im voll besetzten Bus von Mersch nach Vichten und die H. gefiel mir und ich ihr, unsere Hände berührten sich und das Liebespaket war geschnürt. Weil mein Stellungsbehl zur Wehrmacht bald eintreffen sollte, war eine langsame Entwicklung des im Stillen geschlossenen Liebesbündnisses nicht mehr möglich, so trat ich denn mit einer in letzter Minute mir offiziell anvertrauten „Freiesch“ in den Wehrmachtsdienst. Nun muss ich aber zugeben, dass dieser Umstand mir viel Schönes und Gutes bescherte, durch die vielen lieben Briefe und dazwischen noch dann und wann ein gutes Paket. Ich erhielt auch von andern Mädchen gelegentlich einen Brief oder Paket, aber die Schönsten waren immer von H. Leider muss ich zu meiner Unehre bekennen, dass ich während des Krieges ein undankbarer Geselle geworden war und nach meiner Rückkehr in punkto Liebschaft kalte Füße bekam. Ich vernachlässigte die gute H. immer mehr, da ich merkte dass diese Bindung nicht das vorstellte was mir behagte und so verlief das Ganze langsam im Sande.

## Zwangsrekrutierung für den 8. Dezember 1942

Meinen Stellungsbefehl musste ich in der zweiten Hälfte des Monats November erhalten haben. Die Einberufung war für den 8. Dezember 1942, wie gewohnt im Garer Schulgebäude mit dem gewohnten Personenaufruf und dann ging es unter sehr starker Bewachung zum Bahnhof. Die Preußen ließen diesmal kein Aufbäumen zu. Viele Leute, Bekannte und Familienangehörige begleiteten uns und das Singen luxemburgischer Lieder konnten die Preußen uns nicht verwehren. Dann rollte der Zug, „Äddi léiwt Lëtzebuerg“. Und ein unheilvolles trauriges Gefühl der Niedergeschlagenheit beschlich unser Herz, und die bange Frage: „Wie wird es uns ergehen?“

Wir fuhren also gegen Mannheim, für einen Teil von uns die neue Bleibe. Doch in Trier hieß es: „Aussteigen!“ Was soll das? Fahren wir wieder heim? Illusion. Im Marschschritt mussten wir antreten und mit dem voll gepackten Koffer durch Trier marschieren, der Höhe zu, zu einer Kaserne unter Seufzen und Jammern, die Arme wurden lahm. Dort wurden wieder registriert und die respektiven Einteilungen vorgenommen. Wir schliefen dort recht und schlecht und jammerten allein schon beim dem Gedanken an den Rückmarsch mit dem halben Schinken und noch Allerhand als Wegzehrung im Koffer. Trotz allem Leid, wir schafften es.

Und nun ging es Richtung Mannheim, aber nicht Mannheim selbst, sondern in die Vorstadt Seckenheim. Wir nahmen an, dass unser Quartier in der alten Kaiser Wilhelm Kaserne noch nicht bezugsfähig war, denn in einer Kaserne wechseln die Rekruten immer, die Alten gehen und die Neuen kommen. Nach einer Woche wurden wir dann nach **Mannheim** in die besagte Kaserne verlegt. Wir bekamen unsere Klamotten aber es ging alles viel ruhiger zu als im Arbeitsdienst. Es gab keine solche Hektik und der Umgang mit den Rekruten war um viele Grade menschlicher, nicht mehr so rau und ungeschliffen, so jedenfalls dünkte es den Absolventen des R.A.D. Nur die Jünglinge von der Hitlerjugend mussten noch leiden, was uns ein Lächeln der Genugtuung hervorbrachte.



Ich war nun bei der berittenen Schwerartillerie eingeteilt. Beritten, das heißt: reiten lernen. Die 69. Schwerartillerie Batterie hatte vier 10.5 Geschütze, gezogen von 6 Pferden an einem Geschütz. Die Pferde waren in einem total sauberen Stall untergebracht und die wurden aufs äußerste gepflegt. Ein kleines Beispiel: Mit Kamm und Bürste wurden die Pferde 2 Stunden lang gestriegelt. Der breite Mittelgang war mit Quadraten gezeichnet, worauf dann jeder Rekrut mindestens 120 Ablagerungen vom Striegeln mit dem Schubler (ich finde das deutsche Wort nicht) ablegen musste. Ein Unteroffizier kontrollierte und war das Soll nicht erfüllt gab es extra Stalldienst oder eine andere Strafe. Jeden Donnerstag war Pferdeappell. Der Oberst stand da mit dem Bleistift in der Hand, der Rekrut mit seinem Pferd meldete sich ordnungsgemäß: „Kanonier so und so meldet sich zur Stelle“. Das Pferd wurde abgetastet vom Kopf bis Fuß, der lange Schwanz des Tieres wurde hochgehoben ob nicht beim Arschloch ein Körnchen hängen geblieben sei. Auch die Hufe des Pferdes wurden hochgehoben und untersucht ob an den Hufnägeln nicht doch noch ein Körnchen Dreck haften könnte. Dann nahm der Oberst den Bleistift und fuhr über das Fell. Blieb ein Strich, dann wehe dem Rekruten. Alte Soldaten, die nur noch Dienst in der Kaserne hatten, gaben uns so manchen Tipp um einer Strafe zu entgehen: z.B. einen Lappen mit der eigenen Pisse anfeuchten und so das Fell des Tieres abstreifen. Nicht ganz angenehm aber sehr wirkungsvoll.

Nun zum Reiten. In der Kaserne gab es eine Reithalle, da mussten wir zunächst mit den Pferden rundherum reiten, ohne Sattel natürlich, wir mussten uns auf diese Weise an die Pferde gewöhnen. Dann mussten wir versuchen, im Laufen auf das Pferd zu springen. Das war eine heikle Sache. Wie oft hat man da eine Bauchlandung gemacht hat, aber wenn man den Schwung des Pferdes innehatte, war es ein Leichtes. Nun konnten wir die Sättel auflegen und das musste auch gelernt werden, man bedenke es war Militär und das heißt, immer auf den Zentimeter genau. Wenn alles klappte, folgte ein Ausritt. Ohne mich rühmen zu wollen, war ich ein guter Reiter.

Es gab aber nicht immer nur Reiten, wir hatten auch Übungen an dem Geschütz. Ich muss aber sagen, dass das mich überhaupt nicht interessiert hat, ich wollte nicht wissen wie ein Geschütz zum Schießen zu richten sei, denn der Krieg kam für mich nicht in Frage (welche Vermessenheit). Des Weiteren hatten wir jeden Tag Drill mit dem Gewehr. Das Gewehr, so wurde uns eingebläut, ist die Braut des Soldaten und entsprechend musste es auch aussehen, hauptsächlich die Innenseite musste glänzen. Schießen war auch auf dem Programm, (ich war aber kein guter Schütze) und ein halbes Dutzend der besten Schützen wurde später zusammen gestellt; es waren ein paar gute Freunde von mir dabei. Als es einmal hieß: „Sonderschützen raustreten“, ich aber kein Sonderschütze war, aber bei meinen Freunden bleiben wollte, stellte ich mich daneben. Der Unteroffizier schaute mich so komisch an, sagte aber nichts. Später habe ich ihn durchschaut, er brauchte mich zum Singen, weil er dazu eine große Liebe bewies. Wir fuhren mit der Tram quer durch Mannheim mit mehrmals Umsteigen und kaum hatten wir dann die Füße auf dem Boden, hieß es schon: „ein Lied“ und so schmetterten wir ein Soldatenlied dass es schallte. Die Umstehenden klatschten in die Hände und die Mädchen lächelten uns zu, es war halt ein kleines Trostpflaster für unsere gequälte Seele.

Die Drillstunden nahmen ein Ende, und jetzt würde es Ausgang geben, aber zuvor mussten wir noch einen exakten militärischen Gruß üben, kein H.H. Nachdem wir dies bestanden hatten, bekamen wir eine schöne Ausgehuniform und so war der Weg frei für eventuelle Abenteuer. Ich muss aber sagen, dass wir uns schon zuvor in der Freizeit gut in der Kantine unterhalten haben, die Kantinenfrau und die Serviermädchen waren uns wohl gesinnt, und sie waren alle froh, wenn wir luxemburgische und französische Lieder sangen bei Bier und Limonade gemischt, „Panaché“, das haben wir den Frauen beigebracht. Einmal wollte ein höher gestellter Offizier uns das Singen französischer Lieder verbieten, aber er hatte nicht mit

der resoluten Kantinenfrau gerechnet. Die hatte ihm so zugesetzt, dass er es vorzog zu schweigen.

Nun hatten wir also Ausgang.

Ein Freund und ich zogen los, zuerst ein Stück mit der Tram, dann kamen wir an einer Kirche vorbei und traten ein. Die Vesper war soeben vorüber, es war eine ziemlich große Kirche und mich interessierte die Orgel. Ich stieg auf die Empore, eine schöne große Orgel, der Organist hat noch gespielt und ich habe zugeschaut. Als er fertig war kamen wir ins Gespräch und da hat er mich eingeladen ich solle doch am Sonntag vorbei kommen und die Vesper spielen. Aber das traute ich mir gar nicht zu, so ein guter Organist war ich nicht um auf einer so großen Orgel zu spielen. Ich habe dankend abgelehnt, bei meinem Rekrutendasein käme das nicht in Frage. So schlenderten wir beide durch Mannheim, traten in eine Konditorei ein und bestellten Kaffee und Kuchen. Ich hatte noch Lebensmittelkarten von zu Hause, so konnten wir uns das leisten. Am Nebentisch saßen zwei holde Mädchen und da wir zwei ja auch nicht von der Hecke gepflückt waren, flogen die Blicke bald hin und her und es hatte auch nicht lange gedauert, da saßen die Mädels an unserem Tisch. Sie entpuppten sich als Französinen, sie waren aus Paris und nach Deutschland verpflichtet worden. Die Mädels waren so froh, dass sie sich in ihrer Muttersprache unterhalten konnten, bei uns ging es zwar holperiger zu aber wir waren uns sympathisch und ein jeder konnte sich sein Schicksalsunheil von der Seele reden. Selbstverständlich spendierten wir auch Kuchen und luden die Zwei anschließend zum Kino ein.

Da erlebten wir beide eine große Genugtuung! Da wir französisch mit den Mädels sprachen, sahen uns die anderen Männer voller Neid an und die Weiber warfen uns böse Blicke zu und wir hörten wie sie sich entsetzten: "wie kann nur ein deutscher Soldat sich mit solch einem Kram abgeben". Das war Balsam für die Seele. Wir waren nun so oft wie möglich mit den Mädchen zusammen, aber um es vorweg zu sagen, ich habe nie ein Mädchen sexuell berührt. Mein Gewissen ließ es nie zu, ich war wie ein Asket, und war der Drang auch manchmal so stark, so war es, als würde eine unsichtbare Hand mich beschützen. Das so zur allgemeinen Erkenntnis.

Die Tage vergingen so mit viel Arbeit, Schliff, kleinen Reibereien mit den Vorgesetzten und mit einem bisschen Vergnügen. Wir freuten uns auf Post von den Lieben daheim und die schönen Pakete mit den guten Sachen. Wenn ich so darüber nachdenke, würde ich sagen dass der Aufenthalt so etwas wie ein kleines Abenteuer gewesen wäre. Nun, hätte ich gewusst was noch kommen würde, dann, so glaube ich, hätte ich Fersengeld gegeben.

Liebe Eltern u. Geschwister! 12.1.  
Gestern habe ich eure Sachen  
mit vieler Freude erhalten, Wäsche hättet  
ihr aber keine brauchen zu schicken, denn  
ich ziehe sie nicht an, es ist nicht so kalt  
ich kann sie auch nicht immer schick  
ken, denn das geht nicht gut, habe  
heute Abend wieder Stalldienst, ich wollt  
e als die 24 Stunden wären herum,  
nun das geht auch vorüber, ich habe  
ja jetzt ein paar Tage ausgeruht, da  
geht es auch wieder besser. Haben die Jun  
gen von Vichten ihren Stellungsbefehl  
schon alle, wohin kommen sie denn?  
Es wird ihnen auch sicher schwerfall  
en fort zu gehen, das ist leicht be  
greiflich. Ich muss aufhören, denn  
gleich beginnen meine 2 ½ Stunden  
Stalldienst. Vielen Dank noch für die  
guten Sachen, es grüsst u. küsst euch  
Alle herzlich euer Alois  
Briefumschläge könnt ihr mir noch schicken

Liebe Eltern u. Geschwister! 12.1. (1943)

Gestern habe ich eure Pakete mit vieler Freude erhalten. Wäsche hättet ihr aber keine brauchen zu schicken denn ich ziehe sie nicht an es ist nicht so kalt. ich kann sie auch nicht immer schicken denn das geht nicht gut. habe heute Abend wieder Stalldienst, ich wollte als die 24 Stunden wären herum, nun das geht auch vorüber, ich habe ja jetzt ein paar Tage ausgeruht, da geht es auch wieder besser. Haben die Jungen von Vichten ihren Stellungsbefehl schon alle, wohin kommen sie denn? Es wird ihnen auch sicher schwerfallen fort zu gehen, das ist leicht begreiflich. Ich muss aufhören, denn gleich beginnen meine 2 ½ Stunden Stalldienst. Vielen Dank noch für die guten Sachen, es grüsst u. küsst euch Alle herzlich euer Alois.  
Briefumschläge könnt ihr mir noch schicken.

liebe Eltern u. Geschwister.  
8. 2. 43.  
Gestern habe ich euer liebes  
Paket mit vielen Freuden er-  
halten, es hat mich so sehr gefreut,  
ich danke euch für die guten Sachen.  
den Speck behalte ich auf Reserve  
wenn wir Mal fort kommen,  
dann hab ich noch was.  
Am Samstag  
war ich u. noch 5 Kameraden auf  
ein Begräbnis von einem Kameraden  
der in unser Kaserne lag  
dann krank wurde u. jetzt gestorben  
ist, es war ungefähr 30 km von hier  
u. war Protestant, jetzt hab ich auch  
gesehen wenn ein Protestant begraben  
wird. Die Hauptsache aber war, wir  
hatten einen ganzen Tag dienst-  
frei. Für heute Schluss es folgt  
bald wieder einen Brief, es grüsst  
u. küsst euch alle herzlich  
Euer Alois

Liebe Eltern u. Geschwister. 8.2.1943

Gestern habe ich euer liebes Paket mit vielen Freuden erhalten, es hat mich so sehr gefreut, ich danke euch für die guten Sachen. den Speck behalte ich auf Reserve wenn wir Mal fort kommen, dann hab ich noch was.

Am Samstag war ich u. noch 5 Kameraden auf ein Begräbnis von einem Kameraden der in unser Kaserne lag dann krank wurde u. jetzt gestorben ist, es war ungefähr 30 km von hier u. war Protestant. jetzt hab ich auch gesehen wenn ein Protestant begraben wird. Die Hauptsache aber war, wir hatten einen ganzen Tag dienstfrei. Für heute Schluss es folgt bald wieder einen Brief. Es grüsst u. küsst euch alle herzlich Euer Alois

Mir fällt mir noch ein Ereignis ein, das ich gerne noch beschreiben möchte. Wir sind ja im Monat Dezember 1942 nach Mannheim gekommen, es war ungefähr eine Woche vor Weihnachten, da kam ein Offizier in die Kantine, wir waren so gut mit Singen beschäftigt, und fragte nach dem Kanonier Alois Bissen. Ich meldete mich und mir wurde aufgetragen bei der Frontsoldatenbescherung an Weihnachten zwei Lieder vorzutragen. Mir entfiel die Sprache, ich konnte nur mühsam „jawohl“ flüstern, und er verschwand. Da ging ein Durcheinander los, ich war perplex, doch die Anderen lachten und sagten, das ist doch eine Kleinigkeit für dich. Dabei blieb es und nach einigen Tagen, während wir auf dem Kasernenhof beim Exerzieren „Gewehr über“ waren, kam ein Schreiber von der Schreibstube und verlangte nach mir mit der Order, ich solle mich unverzüglich beim Spieß melden. Da wurde es mir schon Angst und Bange und ich dachte „was hast du nun verbochen?“ Der Spieß gab mir den Befehl mich in ein bestimmtes Zimmer zu einer Probe zu begeben, ich machte den Einwand, dass ich das Zimmer nicht finden würde, weil wir noch nicht lange in der Kaserne waren, da gab er mir den Schreiber als Wegweiser mit. Dort traf ich denn ein paar Offiziere und sie fragten mich, was ich denn singen möchte. Von meinem Einwand, ich wäre doch kein ausgebildeter Sänger, nahmen sie überhaupt keine Notiz. Sie erklärten das wäre Nebensache, Hauptsache ich würde es machen. Nun gut, ich überlegte was ich denn nun singen sollte. Es war ja Weihnachtszeit aber die wünschten doch kein Kirchenlied, da schlug ich Ihnen zwei Lieder vor: „Ich bin nur ein armer Wandergesell“ und noch den „Rattenfänger“. Mein Lieblingslied „Gern hab ich die Frauen geküsst“ habe ich mich nicht getraut vorzuschlagen. Sie waren einverstanden und die Probe konnte beginnen. Ein sehr guter Pianist probte mit mir und es wurde daran gefeilt und verbessert bis alles zur Zufriedenheit klappte. Ich wurde entlassen, sie nahmen keine Notiz mehr von mir, ich war doch in ihren Augen so ein kleiner Rekrut, der sich nichts einbilden sollte.

Die Frontsoldatenbescherung fand an einem Weihnachtstag statt, es kam auch zu meinem Auftritt und als ich auf der Bühne stand und die vielen hundert Soldaten erblickte, da habe ich fast vor Schreck in die Hose gemacht, „Mein Gott“ dachte ich, „wie soll das ausgehen?“ Der Pianist hat mir zugelächelt und, nach einem etwas zaghaften Beginn, kam ich in volle Fahrt, schade nur dass meine Kameraden nicht dabei sein konnten. Es ging alles gut, die Soldaten applaudierten und ich wurde entlassen, aber doch mit einem Dankeschön. Ich muss aber hinzufügen, es war nur eine weltliche Feier, auch wenn es an einem Weihnachtstag war, von einem religiösen Inhalt war keine Spur vorhanden.

Von einem anderen Ereignis will ich auch noch erzählen. Eines Tages spürte ich, dass eine Grippe im Anzug war. Ich hatte an dem Sonntag aber Ausgang und den wollte ich mir auf keinen Fall vermiesen. So zogen wir denn in die Stadt, trafen wie üblich unsere kleine liebliche Bekanntschaft und gingen wie üblich ins Kino. In einer Pause ertönte plötzlich im Lautsprecher „Soldat Alois Bissen soll sich an der Kasse melden“. „Mein Gott, was ist passiert?“ dachte ich und rannte die Treppe hinunter. Zu meiner großen Überraschung stand dort meine weinende Schwester Suzanne. Ihr Besuch wurde mir zwar in einem Brief mitgeteilt, aber weder Tag noch Uhrzeit ihrer Ankunft. Wir lagen uns glücklich in den Armen und sie erzählte mir wie sie mich gefunden hatte. Sie war in der Kaserne gewesen und schlussendlich hätten die Wachleute ihr geraten im Kino nachzusehen, denn es war bekannt dass ich immer dorthin ging. Wir verließen das Kino und kehrten zurück in die Kaserne und machten es uns in der Kantine bequem, es durfte kein Frauenzimmer in unsere Wohngemeinschaft. Suzanne war voll beladen mit guten und nützlichen Sachen, meine Kameraden von der Stube bekamen auch ihren Teil davon ab. Bei den beiderseitigen Erzählungen verging die Zeit wie im Flug und Suzanne machte sich auf die Suche nach einem

Nachtlager mit der Hoffnung und Verlangen auf ein Wiedersehen am nächsten Tag. Doch es sollte anders kommen.

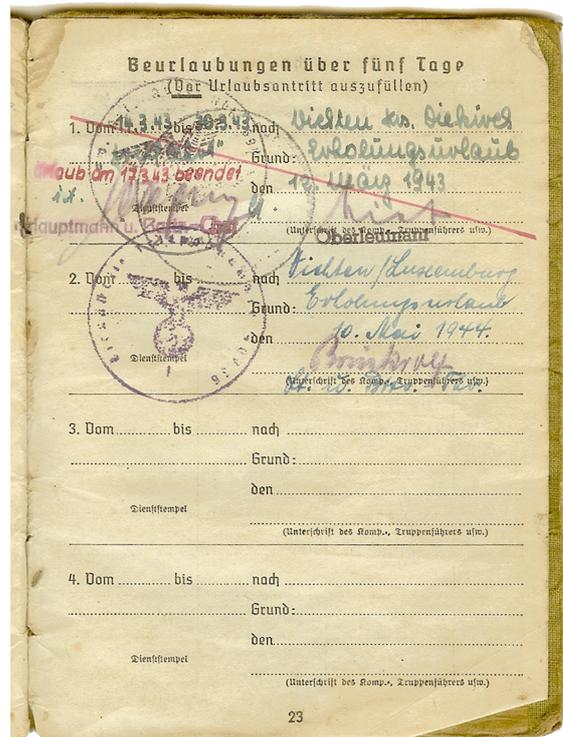
Am anderen Morgen beim Aufstehen war mein Körper wie Blei und ich hatte Fieber. Den Anweisungen zu Folge hätte ich mich auf dem Krankenrevier krank melden müssen, was ich aber nicht tat, weil ich unbedingt mit meiner Schwester noch zusammen sein wollte. Ich ging zum Drill, aber es dauerte nicht lange da merkte der Ausbilder, dass etwas bei mir nicht stimmen würde, denn so elendig sah ich aus. Er schickte mich zum Sanitäter, der mich als erstes mit einem kraftvollen Donnerwetter überfiel weil ich mich nicht am Morgen krank gemeldet hätte. Ich musste ihm gut zureden und das mit dem Besuch meiner Schwester erklären, da ließ er von einer Meldung an die höchste Stelle ab. Ich lag nun im Krankenrevier und konnte meine Schwester nicht mehr kontaktieren. Die war auf der Wachstube in der Kaserne und ich konnte mir gut das Umwerben der geilen Kerle vorstellen. Suzanne ist dann wieder nach Hause gefahren ohne mich noch einmal zu sehen.

Nach ein paar Tagen ging es mir wieder besser, doch ich folgte dem Rat eines älteren Kameraden, ich solle doch beim Fiebermessen fest am Thermometer reiben sodass das Fieber wieder ansteigen würde und ich so länger im Krankenrevier bleiben dürfte. Das klappte auch, doch etwas beunruhigte mich, denn ich hatte keinen Stuhlgang. Der Sani gab mir Pillen, doch ich weiß nicht warum, ich habe sie einfach nicht genommen. Warum? War es aus Dummheit oder aus einem anderen Grund, ich weiß es nicht mehr. Nach acht Tagen war ich aber so elend, dass jemand dem Sani Bescheid sagte, der fragte, ob ich die Pillen genommen hätte, da musste ich auch noch lügen und mit einem Ja antworten.

Ich wurde nun in ein Auto verfrachtet und zu einem Spital gebracht, dort legte man mich in eine mit Wasser gefüllte Badewanne, ich war aber so schlapp, dass ich nichts bemerkte. Da begann ein Rumoren in meinem Bauch und plötzlich lief der ganze Dreck aus mir raus. Ich schämte mich entsetzlich, weil ich glaubte, die ganze Scheiße würde in die Wanne fließen, doch dann bemerkte ich, dass das Wasser klar blieb und fühlte dann dass ich einen Schlauch im After stecken hatte. Es ging mir nun bedeutend besser und man brachte mich zurück in das Krankenrevier, ich blieb dort noch einen Tag, und konnte daraufhin meinen Dienst wieder aufnehmen.

Mir ist noch ein Umstand eingefallen, von dem ich erzählen möchte, welcher einen sehr ärgern konnte. Wenn man Stalldienst hatte und die anstehende Arbeit war getan, dann kam immer einer der oberen Herren und befahl, ein Reitpferd fertig machen zum Reiten. Da grollte man schon innerlich, denn dann wusste man was auf einen zukommen würde. Nach einer Stunde tauchten sie dann wieder auf, das Pferd über und über bedeckt mit Schaum, der Herr stieg ab und fort war er, und unsereiner hatte die Bescherung und die Arbeit den Zustand des Pferdes wieder auf Hochglanz zu bringen.

Es war nun Anfang März und das Ende der Ausbildung war in greifbare Nähe gerückt. Tatsächlich wurde uns ein Erholungsurlaub für die Zeit vom 14. bis 30. März 1943 zugesagt, es war fast nicht zu begreifen. Aber es stimmte. Oh! welches Glück. Wir konnten heim. Zu Hause herrschte eitel Freude und die Tränen flossen als der verlorene Sohn mit beiden Armen in Empfang genommen wurde. Aber o weh! Die Freude währte nicht lange, gleich am anderen Tag flatterte ein Telegramm ins Haus, kurz und bündig: „Rückkehr dringend gefordert!“ Was nun? Wir hatten noch gar nicht über den Fall, verstecken oder rückkehren, debattiert. Wegen mir sollte auch keine Debatte darüber stattfinden, denn ich hatte mich sofort entschieden wieder zurückzukehren, denn niemals hätte ich meine Eltern und Geschwister dem Zorn der Giele Männercher und der Gestapo ausgeliefert. denn die warteten nur darauf.



Also kehrte ich am 17. März 1943 nach Mannheim zurück, mit der Aussicht, dass die Preußen uns nicht an die Front versetzen würden, wir nährten eher die Hoffnung, dass wir irgendwo als Wache eingeteilt würden. Welch ein frommer Wunsch ritt uns da.

Am 20. März 1943 kam dann der Befehl „Fertig machen zum Abmarsch“. Wir verließen nun Mannheim, wo wir, ich muss es zugeben, keine so üble Zeit verbringen konnten, das Herz aber war schwer vor dem ungewissen Schicksal. Wir marschierten zum Hauptbahnhof, nahmen Platz in einem Zug der uns irgendwohin bringen würde, wohin, das wussten wir nicht, wir mussten uns überraschen lassen. Der Zug fuhr westwärts, ein gutes Zeichen für uns, aber die Hoffnung verschwand schnell, denn als wir ausgestiegen waren ging es im Marschtritt einer riesigen Kaserne zu mit einem überaus großen Exerzierplatz. Uns rutschte das Herz in die Schuhe, bald erfuhren wir dass es das berüchtigte **Baumholder** war (im Hunsrück, in der Nähe von Idar-Oberstein), wir hatten schon von den alten Frontkämpfern davon erfahren und es grauste uns.

In der Kaserne selbst entdeckten wir an den Mauern Sprüche die nichts Gutes verhiessen. Eins blieb mir im Gedächtnis haften, „Baumholder du Mörder meiner Jugend“ und so was mussten wir jetzt erleben. So eine Schikane ist einfach nicht zu beschreiben und sie dauerte tagelang. Abends fielen wir wie tot auf die Strohbetten, jede Nacht wurden wir wegen einer Kleinigkeit halbnackt durch die Kaserne gejagt und wir hätten den Schlaf so bitter nötig gebraucht. Es war schier zum verrückt werden. Dieses Martyrium dauerte mehrere Tage, dann wurde es ein wenig ruhiger, aber immer noch voller Stress.



Baumholder

liebe Eltern u. Geschwister. 24. III 43.  
 Noch ist alles im Alten hier, nur sind wir  
 neu eingekleidet worden, meine Kameraden  
 u. ich wir kommen wieder bei die Berittene  
 Artillerie, die anderen bei die Motorisierte Art.  
 Wir sind lieber bei den Pferden, wenn es auch  
 mehr Arbeit ist. Wir haben auch Hüfte- u. Sporen  
 empfangen mit Reithose. Diese Woche  
 sollen 2000 Mann fort kommen, ob wir  
 dabei sind, wissen wir noch nicht. Wir sind  
 noch eingekleidet worden für den Winter. Ich  
 schicke vielleicht noch Sachen nach Hause  
 wir können nicht alles mitnehmen.  
 Am Freitag sollen die ersten abgehen, es ist  
 gesagt worden, in Frankreich oder Tschechoslowakei  
 würden wir in einen Sammeltransport  
 kommen, dann beginnt das neue  
 schöne Leben, aber lassen wir den Kopf  
 nicht hängen, es geht alles besser als wir  
 denken. Nicht wahr! liebe Eltern  
 regt euch nicht auf, seid stark  
 u. betet zu Gott, daß er uns beschütze. Die  
 besten Grüsse u. Küsse euer Alois

Nr. 1944. Aufnahme und Verlag H. Schrauz & Sohn, Baumholder  
 Freigegeben durch R. L. M. Nr. E 8391

Liebe Eltern u. Geschwister. 24.3.43

Noch ist Alles im Alten hier, nur sind wir  
 neu eingekleidet worden, meine  
 Kameraden u. ich wir kommen  
 wieder bei die Berittene Artillerie, die  
 anderen bei die Motorisierte Art. Wir  
 sind lieber bei den Pferden, wenn es  
 auch mehr Arbeit ist. Wir haben auch  
 Stiefel u. Sporen empfangen mit  
 Reithose. Diese Woche sollen 2000  
 Mann fortkommen, ob wir dabei sind  
 wissen wir noch nicht. Wir sind noch  
 eingekleidet worden für den Winter.  
 Ich schicke vielleicht noch Sachen  
 nach Hause, wir können nicht Alles  
 mitnehmen. Am Freitag sollen die  
 ersten abgehen, es ist gesagt worden  
 in Frankreich oder Tschechoslowakei  
 würden wir in einen Sammeltransport  
 kommen, dann beginnt das neue  
 schöne Leben, aber lassen wir den  
 Kopf nicht hängen, es geht Alles  
 besser als wir denken. Nicht wahr!  
 liebe Eltern, regt euch nicht auf, seid  
 stark u. betet zu Gott, dass er uns  
 beschütze. Die besten Grüsse u.  
 Küsse euer Alois.

Wir bekamen neue saubere Uniformen, Wäsche, und Wintersachen. Wir bekamen auch Sporen, in der Kaserne hatten wir noch keine. Und dann ging es an das Packen des Tornisters. Ein Obergefreite hat es uns vorgemacht und da staunten wir was so alles darin Platz fand, aber es genauso zu machen war fast ein Ding der Unmöglichkeit. Immer wurden die Sachen durcheinander geschmissen bis es einigermaßen klappte, ebenfalls das Aufrollen und Festmachen der Decke über dem Tornister. Mal waren die Enden zu kurz oder zu lang und bis man die Technik raus hatte verging ein ganzer Vormittag. Die verschiedensten Appelle wurden abgehalten und peinlichst kontrolliert. Man glaubte sich in einem Narrenhaus und das während des Krieges, wo die Frontsoldaten ganz bestimmt mit Läusen und Flöhen geplagt in Russland im Dreck lagen. Ein Irrsinn.

A. Zuletzt zuständige Wehrersatzdienststelle: *M. B. K. Ansbach*

B. Zum Feldheer abgeandt von: <sup>1)</sup>

	Erfahrtuppenteil	Kompanie	Nr. der Truppenstammrolle
a	<i>1. Art. Erf. Abt. 69</i>		<i>111/112</i>
b			
c			

C.

	Selbsttuppenteil <sup>2)</sup>	Kompanie	Nr. der Kriegsstammrolle
a	<i>2./s. Art. - Ausb. - Abt. 69</i>		<i>111/115</i>
b	<i>1. u. B. 114</i>		
c			

D.

Jetzt zuständiger Erfahrtuppenteil <sup>2)</sup>	Standort
<i>1. Art. Erf. - Abt. 69</i>	<i>Mannheim</i>
<i>1. u. B. 114</i>	<i>Helmstadt</i>

(Meldung dortselbst nach Rückkehr vom Feldheer oder Casarett, zuständig für Erfahrt an Bekleidung und Ausrüstung)

<sup>1)</sup> Dem Erfahrtuppenteil einzutragen, von dem der Soldbuchinhaber zum Feldheer abgeandt wird.  
<sup>2)</sup> Dem Selbsttuppenteil einzutragen und bei Beförderung von einem zum anderen Selbsttuppenteil darauf abzuändern, daß die alten Angaben nur durchstreichbar werden, also lesbar bleiben.  
 Weiterer Raum für Eintragungen auf Seite 17.

4

Anschriften der nächsten lebenden Angehörigen

des *Alcis Fissen*  
 (Vor- und Zuname)

1. Ehefrau: Vor- und Mädchenname *.....*  
 (ggf. Vermerk „ledig“)

Wohnort (Kreis) *.....*  
 Straße, Haus-Nr. *.....*

2. Eltern: des Daters, Vor- und Zuname *Paul Fissen*  
 Stand oder Gewerbe *Handwerk*  
 der Mutter, Vor- u. Mädchenname *.....*  
 Wohnort (Kreis) *Niedern. Ko. Siebhard*  
 Straße, Haus-Nr. *.....*

3. Verwandte oder Braut:\*) *.....*  
 Vor- und Zuname *.....*  
 Stand oder Gewerbe *.....*  
 Wohnort (Kreis) *.....*  
 Straße, Haus-Nr. *.....*

\*) Ausfüllung nur, wenn weder 1. noch 2. ausgefüllt sind.

5

## **An die Front – Ende März 1943**

Unsere Abteilung ist nach Frankreich abkommandiert worden, wir Luxemburger aber durften nicht mit. Sie trauten uns nicht. Neue Rekruten kamen an, wir wurden weiterhin geschleift aber dann ging das Gerücht um, dass ein großer Zug mit Viehwagen für uns bereit stände. Wir wünschten uns so sehr dass es auch nach Frankreich ginge, aber die Oberen waren anderer Meinung. Der Zug war tatsächlich für uns gedacht und eines morgens kam der Befehl: „fertig machen zum Abmarsch“. Wir marschierten in voller Ausrüstung zum Bahnhof, da standen die Viehwaggons zu unserer Verfügung, der Boden war belegt mit Stroh, ein Ofen stand in der Mitte, ein Eimer mit Briketts, etliche Schemel und ab ging die Fahrt. Die Türen waren zu, aber nicht geschlossen und durch die kleinen Luken oben haben wir bald festgestellt, dass die Fahrt nicht nach Frankreich ging, sondern gegen Osten. „Oh! Mein Gott, was nun?“ Die Moral war total im Keller, die Gespräche verstummten, es war ein wahres Trauerdrama. Mir wurde fast übel und ich schwor mir keinen Anteil an den Geschehnissen die da kommen werden zu nehmen. Ich wusste aber, dass ich nicht der mir gestellten Arbeit aus dem Wege gehen durfte, denn man hatte schon genug gehört von den Strafkompagnien die gleichzusetzen mit Todesurteilen waren. Es wurde mir alles gleichgültig ob nun ein Kamerad sagte „wir passieren eben Krakau“ oder ein Anderer sich aufs äußerste ärgerte. Ich machte alles nur noch mechanisch, darum tut es mir jetzt Leid wo ich das niederschreibe, dass ich es nicht mit Daten und Orten beschreiben kann. Ich kann nur das wenige erzählen was noch in meinem Gedächtnis haften geblieben ist.

Wir waren über acht Tage unterwegs als wir in Polen Halt machten. Wir nahmen Quartier in einem Dorf mit vielen kleinen Häusern, da habe ich zum ersten Mal eine große Kolchose gesehen, große landwirtschaftliche Maschinen, eine immens große Dreschmaschine, man muss bedenken dass riesige Flächen zu beackern waren. Im Dorf sah man nur ältere und alte Menschen oder geistig Gestörte, die jungen kräftigen Burschen und Mädels waren nach Deutschland zwangsversetzt worden oder arbeiteten bei der Besatzungsmacht. Ein Kamerad, der Ludovicy Robert aus Diekirch und ich lagen in einem leeren Häuschen. Ich muss aber nun beichten dass es uns da nicht schlecht erging, wir hatten noch keine Pferde und der Drill war nur um die Zeit totzuschlagen. Essen war zur Genüge da und bei den polnischen Mägden haben wir Tauschhandel getrieben. Obschon wir kein Polnisch kannten, konnten wir bald Eier, Brot und Milch auf Polnisch sagen. Was waren die Leute glücklich über Zwirn, Nadeln und Süßstoff, und wie viele Omelettes und Puddings wir vertilgt haben, ich schäme mich es zu sagen.

Inzwischen waren die Pferde eingetroffen und viel Material. Unsere Abteilung 69 gehörte ja zur 79ten Division, unsere Abteilung nannte sich: „Stamm Batterie schwere Artillerie-Ersatz-Abteilung 69“.

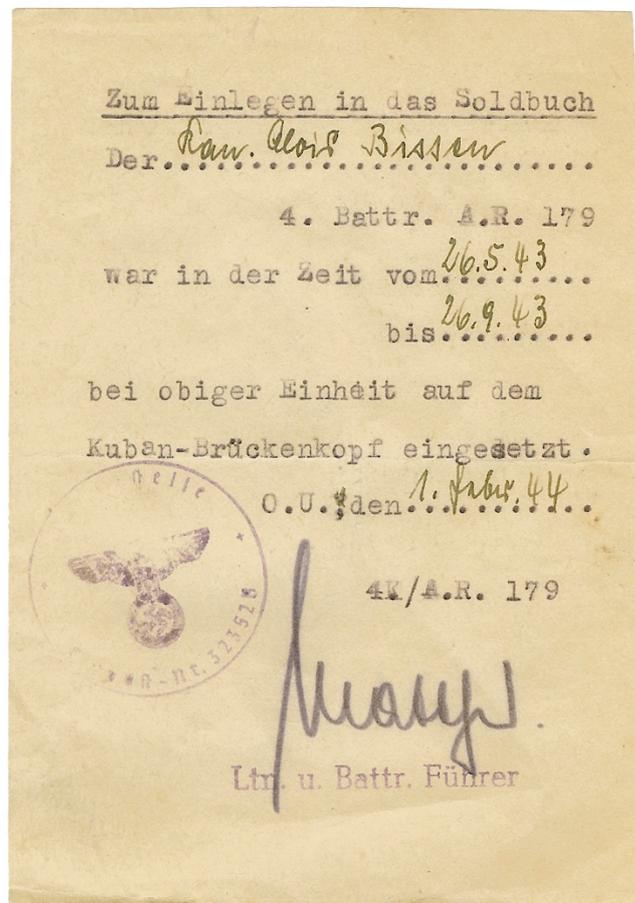
Als alles Material eingetroffen war wurde es verladen und es ging weiter. Wo wir da lang fahren weiß ich überhaupt nicht, aber heute weiß ich, dass es durch die Ukraine war und durch die Krim, denn da landeten wir bei Kertsch, den Namen **Meerenge von Kertsch** verlor ich nie aus dem Gedächtnis, denn da ist zuviel geschehen. Die Meerenge ist eine Wasserverbindung zwischen dem Schwarzen Meer und dem Asowschen Meer, 14 Km breit. Im Hafen dort wurden wir entladen und alles auf die großen Fähren verfrachtet. Da stand ich nun auf einer dieser Fähre, moralisch im Keller, ringsum nur Wasser (wir bekamen aber Schwimmwesten) und mit dem Gedanken, „wie kommst du nur hier wieder zurück?“. Wie es hieß waren wir auf dem Weg zum Kuban.



In meiner Not fing ich an zu beten und siehe da, meine Moral verbesserte sich zusehends und von da an war das Gebet mein ständiger Begleiter. Ich habe zwar immer gebetet, etwas oberflächlich, aber jetzt war ich so durchdrungen von dem Bewusstsein, dass einer mir in meinem Elend zur Seite stehen würde. Ich kann nur sagen, dass es so gewesen sein muss, denn als ich nachher so über alles nachdachte schien es wie ein Wunder, dass ich das Inferno überhaupt überlebt habe und auch noch ohne nennenswerte Blessuren und Krankheiten während zwei meiner Kameraden tot und zwei andere verwundet waren. Sollten junge Leute diese Zeilen einmal lesen, können sie sich ruhig ein Beispiel daran nehmen ohne abfällig darüber zu lachen.



Wir waren also auf dem Weg zu unserer Einheit die durch uns wieder verstärkt werden sollte. Es ging zügig voran auf der Rollbahn mit kurzen Rasten zum Essen und Pferde füttern, vorbei an zerschossenen und zerstörten Häusern. Die noch einigermaßen stehenden Häuser wurden für die Nacht organisiert. Meine Moral hatte sich so verbessert, dass ich wieder anfang während der Fahrt zu singen, das ging ganz gut weil man reiten durfte (im Gegenteil zum Rückzug wo es immer hieß „absteigen, Pferde schonen“). Ich sang nur kirchliche von mir so geliebte Gesänge wie z.B. Lauda Sion, Te Deum, Magnificat, Panis Angelicus, zuerst nur leise für mich, doch dann forderten die Kollegen ich solle doch lauter singen. Ich hatte mal einen Mitfahrer, er war Freiwilliger vom Balkan, aber ein trotzdem ein guter Kerl, der verlangte immer „Alois, sing doch die schönen Lieder“. Nach langer Fahrt landeten wir bei unserer Einheit und wurden gleich in den Prozess der Funktion der Batterie eingegliedert. Zu der Zeit war die Wehrmacht noch auf dem Vormarsch, das war alles neu für uns. Die Deutschen waren schon weit vorgerückt, schon nahe beim Kaspischen Meer, einige Namen habe ich behalten, Krasnodar und Stawropol und das Wasser war salzig. Ich habe übrigens noch eine Bestätigung, dass ich vom 26.5.1943 bis 26.09.1943 beim **Kuban-Brückenkopf** eingesetzt war, bei der 4. Batterie Artillerie Regiment 179.



Da war auf einmal Stillstand, es ging nicht mehr weiter, wahrscheinlich waren die Russen zu stark geworden. Unsere Batterie zog sich etwas zurück und wir lagen nun in einem nicht sehr großen Wald. Wir nisteten uns da für eine längere Zeit ein und es hieß, Bunker und Unterstände bauen. Es wurde gemunkelt dass eine Abwehrlinie erstehen würde. Wir waren

fünf Luxemburger dort an der Front: Caika Jules aus Esch, Ludovicy Robert aus Diekirch, Majerus Willy aus Béiwen (Bavigne) und Kohn Josy aus Moersdorf. Caika Jules ist gefallen, ebenso wie vorher schon ein Kamerad aus Michelau (der Name fällt mir einfach nicht mehr ein) der nicht lange bei uns war. Ludovicy Robert und Majerus Willy wurden verwundet. Kohn Josy war auch nicht lange bei uns, denn er wurde krank. Er kam ins Lazarett und wurde nicht mehr zu unserer Einheit zurück versetzt. An seine Stelle kam ein Obergefreiter, er war von der Grenze, der passte gut zu uns Luxemburger. Kohn Josy war übrigens ein guter Bariton und abends sangen wir oft luxemburgische Lieder im Duett. Wir fünf Luxemburger hatten uns einen Bunker errichtet, aber bei dem ersten Regen standen wir im Wasser, all unser Zeug war nass und die luxemburgischen Zigaretten, die ich so gut aufgehoben hatte, waren kaputt. Wir hatten nur Boden auf dem Dach liegen, daraufhin bekamen wir Dachpappe und so wurde unser Heim dicht. Wir nagelten über dem Eingang ein Brett mit der Schrift „Villa sans souci“, was für ein Widerspruch.

Wir litten unter dem salzigen Wasser, die Pferde führten wir kilometerweit zur Tränke, da war ein Bach in einer Schlucht. Zum Kochen sowie zum Trinken musste das Wasser abgekocht werden. Es war nun auf beiden Seiten ziemlich ruhig, die Russen schossen nur wenn sich was in ihrer Sicht bewegte. Daher konnten wir nur bei Dämmerung raus in die Steppe Futter für die Pferde holen. Was uns am meisten zusetzte waren die Stechmücken, es wimmelte nur so davon in dem Moorgebiet. Noch etwas muss ich noch nachtragen, wir sahen keine Flugzeuge, nur Panzer und Kanonen aller Art und viele Soldaten, aber nachts da kreisten andauernd kleine Flugzeuge, wir nannten sie „Kaffismillen“, die machten genau so ein Geräusch wie wenn man Kaffee mahlen würde, aber vorsichtig musste man schon sein, denn ein kleiner Lichtstrahl genügte, dass eine kleine Bombe fiel, das habe ich mehrmals erlebt. Ich entsinne mich auch noch dass wir eine rumänische Division als Nachbarn hatten und ich Schokolade für fünf Mark bei ihnen handelte. Wir waren aber auch vor ihnen gewarnt, denn wenn man „auf Wache“ mit ihnen zusammenstieß musste man auf Zack sein und sich sofort erkennen geben; wenn nicht, haben die direkt scharf geschossen.

Ich will noch eine Begebenheit über unseren Batteriechef erwähnen. Er war Oberleutnant und konnte uns Luxemburger extra gut leiden und das kam so: Er erzählte uns, dass er beim Durchmarsch als Leutnant in Luxemburg lag und beim Pâtissier Namurs oft Kunde war, der gute Kuchen und der gute Kaffee hatten es ihm angetan. Außerdem war er musikbegeistert und gerne bei uns, wenn wir uns abends singend zusammen trafen. Er schwärmte von einer kleinen Musikkapelle und ich machte ihm den Vorschlag er solle mir doch Urlaub geben, denn in Vichten bestand eine Musikgesellschaft und da wären noch alte Instrumente und ich würde die dann holen. Was habe ich da im Moment geflunkert. Er antwortete, er würde sich das überlegen. Natürlich ging es mir drum aus dem Dreck heraus zu kommen und dann zu verschwinden. Instrumente hätte ich eh keine besorgen können, denn woher nehmen. Der Sorge wurde ich aber bald enthoben, denn der gute Oberleutnant ist gefallen. Das hatte uns allen sehr leid getan, denn er war ein wirklich guter Mann, jedenfalls kein Nazi.

Unsere Tage wurden aufgefüllt, wir machten Transport und brachten Sachen von einer Stelle zu einer anderen und nehme an dass es bestimmt war für eine Verteidigungslinie, auch waren wir der Meinung alles würde vorbereitet für einen neuen Angriff im Frühjahr. Aber es schlug alles ins Gegenteil um, denn die Initiative kam von den Russen. Die griffen plötzlich an und die Order kam „Alles fertig machen zum Rückzug“. Wir holten die Geschütze vom Gefechtstand und ab ging die Post. Wir waren ein wenig traurig unser momentan ruhiges Leben aufgeben zu müssen. Der Rückmarsch begann am 5. September 1943, es war an einem Sonntag, das weiß ich genau, denn es war Vichter Kirmes und meine Gedanken waren in Vichten. Unsere Gedanken waren gemischt mit einer kleinen Vorfreude, dass dies der Heimweg sein könnte.

Anfang ging der Rückmarsch noch ordnungsgemäß vonstatten, dann verwirrender, dann chaotischer, dann nur noch eine regelrechte Flucht. Bei dieser Gelegenheit verloren wir unsere Geschütze, wir mussten sie einfach stehen lassen, aber wir hatten noch Gott sei Dank unsere Pferde und die Protze (zweirädriger, karrenähnlicher Wagen, an den die pferdebespannten Geschütze zur Fortbewegung angehängt wurden) und so brauchten wir nicht zu laufen. Ich erinnere mich noch gut daran, dass bei einer Flucht ein Offizier neben mir lief der mich mit weinerlicher Stimme bat, ich soll ihn doch aufs Pferd lassen, eine Antwort war nicht mehr notwendig denn er kam nicht mehr mit. Den und viele andere haben sich die Russen geschnappt, es war schon eine Gnade ein Pferd unter sich zu haben. Was nun in den letzten zwei Wochen geschah liegt alles im Dunkeln. Von dem Brückenkopf, der Fähre über die Meerenge, der Landung auf der Krim ist jedwede Erinnerung ausgelöscht, nicht mal einen Anhaltungspunkt. So sehr ich darüber grüble, nichts, rein gar nichts.

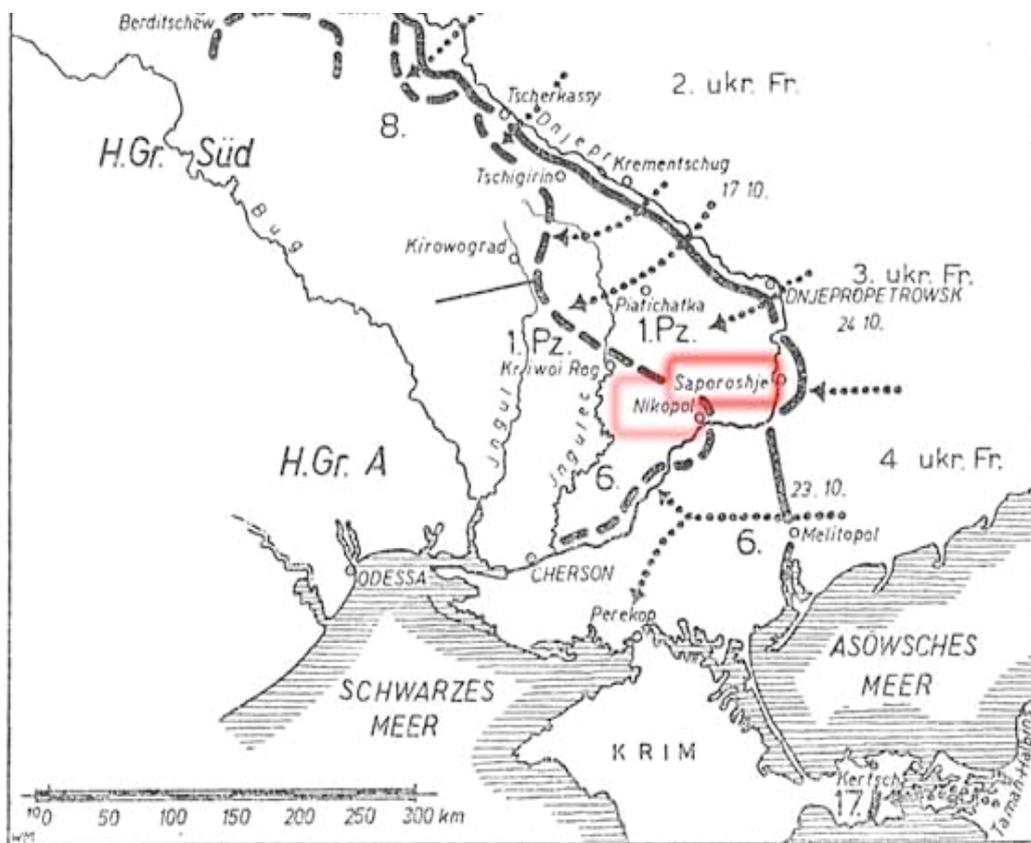
Wir waren nun auf der **Krim** und als wir wieder zur Besinnung kamen, kam uns die Ruhe so verdächtig vor, kein Krieg mehr aber viele andere herrliche Sachen, Trauben noch an den Stöcken hängend, Tomaten in großen Lagerhallen und herrliche dicke süße Melonen. Aber irgendetwas musste mit meinem Erinnerungsvermögen passiert sein, denn es sind nur sporadische Begebenheiten an die ich mich noch gut erinnere. Alles andere liegt im Dunkeln, ich kann mich überhaupt nicht mehr erinnern was wir auf der Krim gemacht haben.

Mittlerweile war schon Winter und wir mussten in der Ukraine sein. Die Fronten blieben still und rüsteten sich für die nächsten Attacken im kommenden Frühling. Ich weiß noch dass ich Melder bei dem Bataillonsgefechtsstand war, danach Bursche bei einem protestantischen Pastor, mit dem ich überall hin ritt und viel Kälte ertragen musste, weil ich immer bei den Pferden zu bleiben hatte. Ich kann mich aber an einen Heimritt zu meiner Einheit erinnern, wo ich soviel Glück hatte, dass mir der Kopf nicht abgerissen wurde: bei dem schnellen Galopp sah ich noch in letzter Sekunde den an Stangen hängenden Telefondraht und konnte mich noch gerade rechtzeitig bücken.

Ich erinnere mich auch noch dass ich bei der Zahlmeisterei abkommandiert war als Panjefahrer (Panjewagen: kleiner, einfacher, von zwei Pferden gezogener Wagen) und Bursche für alles. Wir lagen da in einer Stadt, viele Häuser waren noch ziemlich intakt. Die Herren Schreiber haben bestimmt in Betten geschlafen und ich auf Stroh bei den Ponys. Die Zahlmeisterei hatte sich das schönste Haus ausgesucht und im Keller da wohnte eine hübsche junge Dame mit einem Kind. Ich sah wie die Schreibhengste (so wurden die von der Schreibstube bei den Soldaten genannt) um die Dame scharwenzelten, aber ohne Erfolg. Als ich der Dame auf der Treppe begegnet bin, habe ich nicht lange gezögert und ich habe gesagt „ich nicht Preuzki, ich Luxemburgi“ und auf mich gezeigt. Sie hat den Kopf geschüttelt und ich habe „Franzuski, Franzuski“ gesagt, da hat Sie mich angeschaut und gefragt „Vous êtes français?“ Die Dame konnte perfekt französisch, besser als ich, da habe ich ihr erklärt dass ich Zwangsrekrutierter sei, dass Luxemburg ein kleines Land ist welches an Frankreich, Belgien, und Deutschland grenzt, dass wir von den Deutschen überfallen und annektiert worden sind, dass so viele Jahrgänge zwangsrekrutiert wurden und ich so Einer wäre. Sie hat mir dann gesagt dass Sie Professorin sei und Ihr Mann Offizier in der Armee wäre. Wir verstanden uns gut und als die Herren Schreiber es merkten, da wurden sie auf einmal ganz freundlich zu mir, und baten mich, da ich ja mit der Frau reden konnte, ich solle doch ein gutes Wort bei der Dame über sie abgeben. Ich habe Ihr es gesagt, aber mit ihrer Antwort „non, jamais de ma vie“ war der Fall erledigt.

Ich will auch noch erwähnen, dass ich am 1.3.1944 zum Gefreiten befördert wurde. Ich war also nun Gefreiter Alois Bissen, aber das hat mich gar nicht beeindruckt und ich trug den Winkel einfach in der Tasche. Da wurde ich zum Chef beordert, ich bekam eine saftige Rüge und den Befehl den Winkel sofort anzunähen, andernfalls drohte er mir mit einer Meldung beim Kommandanten, und das Ergebnis wäre Strafkompagnie. Also nähte ich das Zeug sofort an.

Der Angriff der Russen begann eines frühen Morgens mit dröhnendem Trommelfeuer dass uns das Blut in den Adern gefror. Wir Fahrer an den Geschützen mussten bei den Pferden aushalten, ringsum Tote und Verletzte, vielen Pferden musste der Gnadenschuss gegeben werden weil sie zu sehr verwundet waren. Wie ich aus dem Inferno raus kam weiß ich nicht mehr, ich weiß aber dass ich beim Brückenkopf Djenpr lag, und beim berühmtesten Brückenkopf Nikopol, die Namen habe ich nie vergessen, wie es dann weiter ging weiß ich nicht mehr.



Der Kampf um den Dnjepr – Oktober bis Dezember 1943

aus: K. v. Tippelskirch: Geschichte des 2. Weltkriegs, Bonn 1959

Ich bin wieder zu mir gekommen als wir in **Bessarabien** lagen und in einem Dorf kampierten. Es war alles so still, die Fronten ruhten.



Mein Freund Niki Goethals hat noch einen Brief aufgehoben, den ich ihm damals aus Bessarabien gesandt hatte:

Bessarabien Sonntag den 16. 4. 1944

Lieber Freund Niki!

Ich will heute mal wieder an Dich denken u. Dir einige Zeilen von mir zukommen lassen. Ich hatte lange Zeit nicht geschrieben, gelt, aber ich hatte immer gehofft, bald in Urlaub zu kommen., aber vergebens, bis den 31. Mai ist Urlaubssperre, da brauch ich noch lange nicht dran zu denken, gelt, aber wir wollen den Mut trotzdem nicht hängen lassen, wir wollen stark sein u. aushalten einmal kommt doch der Tag, wo wir siegreich heimkehren, so Gott will u. dann wehe den Halunken. Mir geht es noch immer gut, bin noch bei guter Gesundheit, was ich auch von Euch selber hoffe. Aus dem eigentlichen Rußl. sind wir ja raus, wir haben in der letzten Zeit einen großen Vormarsch nach Westen gemacht, gelt, das war ein großer Verhaue, das ~~muß~~ kannst Du mir ruhig glauben. ich bin jetzt so froh, daß so gutes Wetter ist, man fühlt sich wie neugeboren, schade, daß man jetzt nicht daheim sein kann, wo die Natur sich in ihrem grünen Kleide zeigt, in der letzten Zeit sind die Gedanken viel heimwärts gewandert nach der lieben Heimat u. nach all den Lieben aber es ist ja noch nicht dran zu denken an eine Heimkehr, oh, es ist manchmal so schwer leben, aber wir haben ja noch unser Gottvertrauen u. wir wollen auch immer auf Gott bauen, er wird uns nicht im Stich lassen. Sag, Niki, hat Tunns Josi dir noch nicht geschrieben, wo treibt er sich rum, bei welcher Einheit ist er? Sag Niki, du schreibst mir mal alle Neuigkeiten auf, gelt, für heute will ich Schluß machen, es grüßt Dich u. Deine Familie aufs herzlichst. Alois



Bessarabien Sonntag den 16.4.1944  
Lieber Freund Niki!

Ich will heute mal wieder an Dich denken u. Dir einige Zeilen von mir zukommen lassen. Ich hatte lange Zeit nicht geschrieben, gelt, aber ich hatte immer gehofft, bald in Urlaub zu kommen., aber vergebens, bis den 31. Mai ist Urlaubssperre, da brauch ich noch lange nicht dran zu denken, gelt, aber wir wollen den Mut trotzdem nicht hängen lassen, wir wollen stark sein u. aushalten einmal kommt doch der Tag, wo wir siegreich heimkehren, so Gott will u. dann wehe den Halunken. Mir geht es noch immer gut, bin noch bei guter Gesundheit, was ich auch von Euch selber hoffe. Aus dem eigentlichen Rußl. sind wir ja raus, wir haben in der letzten Zeit einen großen Vormarsch nach Westen gemacht, gelt, das war ein großer Verhaue, das ~~muß~~ kannst Du mir ruhig glauben. ich bin jetzt so froh, daß so gutes Wetter ist, man fühlt sich wie neugeboren, schade, daß man jetzt nicht daheim sein kann, wo die Natur sich in ihrem grünen Kleide zeigt, in der letzten Zeit sind die Gedanken viel heimwärts gewandert nach der lieben Heimat u. nach all den Lieben aber es ist ja noch nicht dran zu denken an eine Heimkehr, oh, es ist manchmal so schwer leben, aber wir haben ja noch unser Gottvertrauen u. wir wollen auch immer auf Gott bauen, er wird uns nicht im Stich lassen. Sag, Niki, hat Tunns Josi dir noch nicht geschrieben, wo treibt er sich rum, bei welcher Einheit ist er? Sag Niki, du schreibst mir mal alle Neuigkeiten auf, gelt, für heute will ich Schluß machen, es grüßt Dich u. Deine Familie aufs herzlichst. Alois

## **Der Sonderurlaub im Mai 1944**

Da geschah etwas Wunderbares!

Die ganze Zeit war Urlaubssperre, aber da es etwas ruhiger geworden war ist die Sperre aufgehoben worden und von unserer Batterie waren drei Männer zum Urlaub abgestellt worden.

Ich war aber nicht dabei, obschon ich es hätte sein müssen, denn ich war derjenige der am längsten an der Front war. Ich hatte insgesamt während 18 Monaten keinen Urlaub mehr gehabt.

Nun, ich wusste aber rein gar nichts von diesem Urlaub und hätte es auch nicht erfahren, wenn nicht der Schreiber von der Schreibstube mich ins Bild gesetzt hätte und mir empfahl, schnellstens den Chef aufzusuchen, denn vorschriftsmäßig müsste er mich fahren lassen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, meldete mich beim Chef und trug mein Anliegen vor, dass ich so lange keinen Urlaub gehabt hätte, dass mein Vater schwer krank sei und ich meine Heimat auch gerne einmal wieder sehen möchte. Der Chef antwortete mir „ob ich denn nicht wüsste dass die Luxemburger nicht zurückkämen?“ Ich stellte mich dumm und sagte „davon weiß ich nichts“. Da hat er mir eine kleine Predigt gehalten und mich an den geleisteten Eid erinnert; dann musste ich einen Eid ablegen, dass ich wiederkäme. Der gute Mann, ich hätte ihm ein Dutzend Eide geschworen nur um in Urlaub fahren zu können.

Ich dankte Gott und meinem Schutzengel auf den Knien, die mich so unter ihren Schutz genommen hatten. Alles ging blitzschnell, ich fand nicht mal Zeit um von den Kameraden Abschied zu nehmen. Es macht mich ausserdem bis heute untröstlich, dass ich dem guten Schreiber von der Schreibstube (es war ein Junge aus Wien) nicht mehr danken und seine Adresse aufschreiben konnte. Das geht mir heute noch nach, denn ohne ihn hätte es keine Wiederkehr gegeben.

**URLAUBER-PLATZMARKE**  
 Tag der Abfahrt des SF-Zuges vom Ausgangsbahnhof  
**14. Mai**  
 GENERAL DES TRANSPORTWESENS SÜD

**Gültig für freie Urlaubsreisen auf kleinen Wehrmachtsfahrsc**

**Urlaubsschein** Nr. der I

Der *Lehrmeister Alois Pringer*  
 Dienstgrad, Vor- und Zuname  
 von *Ladstatterie 1. S. R. 179*  
 Truppenteil bzw. Feldpostnummer

ist vom *1944* bis einschl. *1944* Uhr beurlaubt

nach *Willen* nächster Bahnhof *Luzern*

nach *Entlausungsnachweis* nächster Bahnhof

Er ist *Entlausungsnachweis*  
 Fah vor *Entlausungsnachweis*  
 bez *Entlausungsnachweis*

Über die *Entlausungsnachweis* ist er belehrt worden.

*Am 6.5.44 zuktant.*  
*1950 Carlsruher*  
*Reichsbahnverwaltung*  
*23.5.44*

Ausgefertigt am *10. Mai* 1944  
*Ladstatterie 1. S. R. 179*  
 Truppenteil bzw. Feldpostnummer  
*Pringer*  
 Unterschrift, Dienstgrad, Dienststellung  
*dt. in. Hhr.-Hr.*

Bestell-Nr. 687, Wkr.-Dr. XII Wiesbaden  
 H.V.BI.1942, Teil B, Muster 2 zu Nr. 54

den Kontrollorganen der Wehrmacht vorzulegen.

in Urlaubsort — sofern der Aufenthalt länger als 48 Stunden dauert — innerhalb der ersten  
 (Standortältesten) oder in Orten, die nicht Standort sind, bei der Ortspolizei.  
 Die Meldung hat er sich hierunter bescheinigen zu lassen.

Wartung bei Gesprächen ist Pflicht.

in nächsten Wehrmachtarzt (Standortarzt, Lazarett, Zivilarzt, nur in Notfällen) aufsuchen.  
 sozial Auskunft nicht bei Zivilbehörden, sondern nur bei Wehrmachtsdienststellen einholen.

Weg mit Lebensmittelkarten für Normalverbraucher der Zivilbevölkerung? ja — ein  
 10. D. 6. 44

erlaubnis bis einschl. *12.5.44* Verpflegung in Geld bis einschl. *21 Tage*  
 Verpflegung in Natur: Brot bis einschl. *12.5.44* Mundverpflegung bis einschl. *12.5.44*  
 Reichsurlauberkarten (Reise- und Gaststättenmarken) — bei Urlaub bis zu 3 Tagen — bis einschl. *Arme*  
 Feinseife bis einschl. *April* Kasierseife bis einschl. *Arme*

9. Hat als Teilnehmer an der Wehrmachtverpflegung während des Aufenthalts am Urlaubsort vom  
 bis einschl. Anspruch auf Reichsurlauberkarten von der zuständigen Kartenausgabestelle.  
 Die Aushändigung hat die Kartenausgabestelle hierunter zu bescheinigen.

9. Inhaber besitzt eine Kontrollkarte »M« oder Inhaber hat Anspruch auf einen Kontrollausweis für  
 den Einkauf von **Tabakwaren** für die Zeit vom bis (Tage\*).

10. Dieser Urlaubsschein ist nach Rückkehr vom Urlaub der Wehrmachtsdienststelle abzugeben.

11. Besondere Vermerke (z. B. über das Tragen bürgerlicher Kleidung am Urlaubsort usw.):  
*Er hat sich bürgerliche Kleidung zu tragen. Er hat sich unangefordert dem Luftschutz zur Verfügung zu stellen.*  
 (Einträge zu Ziffer 1. sind hier durch Unterschrift des Einheitsführers besonders zu bescheinigen.)

Bescheinigung über Meldung am Urlaubsort:  
 gemeldet am *23. MAI 1944*  
**Der Amtsbürgermeister**  
 als Ortspolizeibehörde  
 Ort, Datum, Stempel oder Unterschrift  
 \*) Nichtzutreffendes streichen

Bescheinigung der Kartenausgabestelle:  
 Reichsurlauberkarten sind ausgehändigt für die Zeit  
 von *19.5.* bis *18.6.44* einschl.  
 Ort, Datum, Stempel oder Unterschrift  
*Pringer*

**Handschriftliche Bemerkungen:**

Als Angehöriger der im Kampf an der Ostfront eingesetzten Einheiten berechtigt zu der zustehenden Reichsurlauberration die Schwerarbeiterzulage sowie zusätzlich ??? 2 Eier zu empfangen

Bissen ist berechtigt bürgerliche Kleidung zu tragen. Er hat sich unaufgefordert dem Luftschutz zur Verfügung zu stellen

Wir drei Urlauber wurden mit dem Panjewagen zu einer Sammelstelle gefahren und dann ging es weiter mit dem Zug oder einem Autobus nach Rumänien, nach Galatz (heute Galati) ein Ort an der Grenze zu Bessarabien. Dort war ein großes Auffanglager für die Urlauber, am 6.5.1944 wir wurden dort entlaust, ebenso unsere Kleider und wir wurden nachher noch gewaschen. Das war auch nötig denn wir strotzten nur so von Läusen und Flöhen. Den Läusen konnten wir zu Leibe rücken indem wir sie in den Nähten und am Körper suchten, hauptsächlich in den warmen Gliederteilen, um sie dann zwischen den beiden Daumnägeln zu zerquetschen, dass die Hände blutig wurden. Flöhe konnte man nicht fangen denn die sprangen davon. Wir waren nun wie neu geboren, hatten freien Ausgang und streiften durch die Stadt. Da waren wir aber bass erstaunt was da alles in den Schaufenstern lag, wo hatten die Rumänen das nur her? Am 10. Mai 1944 ging die Bahnfahrt wieder los, durch Rumänien ging es ohne Unterbrechungen, in Ungarn warteten wir längere Zeit in einem Bahnhof, da brachten uns ältere Frauen gutes weißes Brot belegt mit Schmalz. Ich hatte in meinem Leben keine so gute Schmier gegessen! Dann ging es wieder weiter nach Österreich und in Wien war Halt, da mussten wir umsteigen. Da standen wir nun in Wien auf dem Bahnhof und es war ein trostloser Anblick. Alles war in Trümmern und man fragte sich, wie es wohl in Deutschland aussehen würde? Unser Zug nach München war eingelaufen, wir nahmen Platz aber immer mit der Angst im Nacken, die Kettenhunde würden auf einmal auftauchen und den Urlauberzug wieder an die Front zurück schicken, was mehrmals geschehen war.



Im Volksmund wurden die Feldgendarmen in Anspielung auf die zur Uniform gehörende metallene Plakette mit der Aufschrift Feldgendarmerie oder Feldjägerkommando, die an einer Kette um den Hals getragen wurde, als Kettenhunde bezeichnet.

Der Zug rollte nun heimwärts, wir verschliefen eine gute Zeit und von der Landschaft und den Ruinen nahmen wir keine Notiz mehr. Der Zug hielt mehrmals und Fahrgäste stiegen ein und aus und wir schliefen weiter. Einer der Beurlaubten von unserer Batterie war irgendwann ausgestiegen und ich hatte es gar nicht gemerkt und der andere war wohl zu einem Freund in einem anderen Abteil zugestiegen, denn er war aus Trier.

Als ich dann hinter Stuttgart endlich wieder einmal aufwachte und um mich schaute waren da keine Soldaten mehr aber lauter Frauenzimmer, Junge und Ältere, die glotzten mich mit Begierden in den Augen an, als käme ich vom Himmel. Jede von ihnen wollte mich anfassen und mit mir flirten, die noch gut aussehenden Männer waren für sie eine Rarität, aber die hübsche junge Frau neben mir nahm mich in Beschlag. Sie war frisch verheiratet und ihr Gatte musste zurück an die Front, sie war so beflissen mich zu erobern, sie zeigte mir all ihre Hochzeitsbilder und wusste einfach nicht was noch tun, bis sie mir auf einmal ins Ohr flüsterte, ich solle doch in Trier ein paar Tage bei ihr bleiben, sie würde mich so verwöhnen, dass ich die Zeit nie vergessen würde. Aber das arme Ding kam nicht auf ihre Rechnung, denn ich verlangte nach so was überhaupt nicht, ich hatte nur einen Gedanken, so schnell wie möglich heim zu kommen.

Ich stand nun in Trier auf dem Bahnhof und wartete auf die Verbindung nach Luxemburg. Welches Glücksgefühl ich da hatte, es ist nicht zu beschreiben. Und es ging mir nicht schnell genug fort zu kommen. Dann endlich hatte ich Verbindung, saß nun im Zug mit Freude und Dankbarkeit im Herzen.

In Luxemburg angekommen ging ich schnellen Schrittes (ich hatte keine Geduld auf einen Tram zu warten) zu meiner Schwester Maria Hellers-Bissen in die Louvigny Straße, sie hatte dort ein Café. Als ich eintrat da machten die anwesenden Gäste erstaunte und fragende Gesichter, die haben sich bestimmt gefragt „was macht der Preiss hier?“. Als ich aber dann meinen Schwager umarmte, wussten sie gleich wer ich war, denn meine Schwester hatte ihnen ja genug von mir erzählt. Ich stieg dann die Treppe hoch zu meiner Schwester, die starrte mich mit großen Augen an, es wusste ja niemand von meinem Urlaub und unter Tränen und Lachen lagen wir uns in den Armen. Meine Schwester sagte sofort: „du gehst nicht mehr zurück, ich habe ein Versteck für dich“. Das war Musik in meinen Ohren.

Ich kehrte zurück zum Bahnhof, denn ich wollte noch den Zug nehmen bis Mersch und dann das Postauto bis nach Vichten. Es war schon eine Überraschung für die Jugend in Vichten, als so ein fremder deutscher Soldat mit Gewehr und voller Ausrüstung aus dem Bus stieg und schnurgerade zum Hause Kass eilte. Da merkten sie, dass es Kass Aloyse war. Dies hat mir Muller Ady (Misch Ady) hernach oft erzählt und dass sie beeindruckt gewesen wären.

Ich war also endgültig zu Hause angekommen, Tränen der Freude vermischt mit Lachen, wir konnten das Glück fast nicht begreifen, es war unglaublich und doch war die Sehnsucht der Erlösung aus dem russischen Inferno wahr geworden. Mit Gesprächen und Erinnerungen verging der Abend sehr schnell und zum Schlafen stieg ich in ein schönes weißes Bett, das erste nach langer Zeit. Doch ich konnte nicht einschlafen, ich fand einfach keine richtige Lage und hätte mich am liebsten auf den Boden gelegt, so wie ich das gewöhnt war. Am nächsten Morgen war ich schon früh auf den Beinen, keine Ruh, immer auf Trapp, Besuch bei Verwandten und Nachbarn, ich fuhr in die Stadt zu meinen zwei Schwestern die ich noch nicht besucht hatte. Am 23. Mai 1944 meldete ich mich als Urlauber beim Amtsbürgermeister in Ettelbrück. Ich ging mit Maria zur Besichtigung meines künftigen Verstecks. Ich fuhr nach Esch zu meinen Vetter Rudy Clemes, der dort eine große Metzgerei betrieb. Ich habe viel in Russland an ihn gedacht mit einem gierigen Verlangen nach Wirschtercher, und ich habe mir dann ausgemalt, „wenn ich einmal nach Hause komme dann gehe ich zum Rudy und schlage mir dir den Bauch voll mit Wirschtercher“ aber davon konnte keine Rede mehr sein, denn mir wurde schon übel, wenn ich nur den Geruch der Küche in der Nase hatte. Wenn man so lange nur Dürrgemüse, einfach nur im Wasser gekocht und trockenes Kommissbrot gegessen hat, dann dauert es eine Zeitlang, bis man sich wieder an die frühere Kost gewöhnt hat.

Ja, da fällt mir etwas ein: ich hatte mir als eiserne Reserve ein Kommissbrot beiseite geschafft, hatte lange eine kleine Dose Sardinen von zu Hause bei mir und das wollte ich essen, wenn ich einmal ganz hungrig wäre, das war bei einer Flucht, wo wir den Russen entkommen waren. Mit ein paar Kameraden lagen wir nachts in einem zerschossenen Haus, wo das Strohdach noch einigermaßen dicht war, und ich habe mir dann ein großes Stück Brot und die Sardinen zu Gemüte genommen, aber es wollte mir trotz des Hungers nicht so recht schmecken. Ich wusste nicht warum, aber bei Tageslicht ging mir ein Licht auf: das Brot war verschimmelt und hatte allerhand Farben, es war total verdorben und ich musste es wegschmeißen. Dass ich das erzählt habe soll beweisen, dass ich einen guten gesunden Bauch gehabt haben musste, denn Magenschmerzen bekam ich keine.

## „Verstoppt“

Meine Urlaubszeit war bis zum 15. Juni 1944 genehmigt, dann sollte ich zurück zu der Einheit. Da nun ein Versteck für mich organisiert war, musste ich heimlich verduften. Das war nicht schwer zu vollziehen. Zu aller Genugtuung und Freude waren die Alliierten am 6. Juni gelandet und es bestand eine große Aussicht auf Befreiung. Wir waren also der Hoffnung dass dieses Versteck nicht all zu lang dauern würde. Am 14. Juni fuhr ich in die Stadt und tauchte bei meiner Schwester Marie unter, am folgenden Tag bei Dunkelheit ging ich mein Versteck zur Familie Niederkorn-Bissener in der Rue des Celtes in Merl. Ich wurde freundlich empfangen und es wurde gleich alles besprochen wie wir uns zu verhalten hatten. Ich will nun die Familie vorstellen die im Hause wohnte: Victor Niederkorn und seine Frau Bertha Bissener, eine gebürtige Niederfeulerin, Victors Vater Jean-Pierre, Victors Bruder Jos (er war „Monni beim Haus“), und Berthy, Victors Schwester, die war die Braut von Marcel Glaesener aus Redingen. Mein Zimmer war auf dem Dachboden und ich nehme an es war früher gedacht für einen Knecht oder Magd. Es war ein großes altes Bauernhaus mit einem Hof der abgeschirmt war durch eine große hohe Mauer mit einer Pforte und ein großes Scheunentor zum Durchlass für die Wagen und Maschinen. Ich bot ihnen gleich meine Hilfe beim Füttern der Tiere an, stand dann in der Frühe mit ihnen auf, melkte vier Kühe und putzte die Pferde, dann haben wir Kaffee getrunken, die Tassen gespült und ich habe gleich die Kartoffeln geschält. Nach diesem Pensum stieg ich in meine Kammer und habe dann den ganzen Tag französisch gelernt, ein Freund hatte mir eine französische Grammatik vom „Kolléich“ besorgt.

Niederkorns waren sehr zufrieden mit mir weil ich so ruhig war, vor mir hatten sie Lucien Dury versteckt gehabt, ein großer Resistenzler, der aber bei Dunkelheit jeden Abend verschwand und spät in der Nacht zurück kam. Die Gestapo war ihm auf den Fersen, dabei haben die Niederkorns eine Heidenangst ausgestanden. Victor trug mir jeden Tag die Neuigkeiten zu und ich hatte sonst kein Verlangen nach Besuch. Ich war nun schon zwei Monate da, aber eines Tages platzte die Ruhe. Wir hatten zu Abend gespeist und waren beim Abwasch des Geschirrs. Berthas Bruder war zu Besuch gekommen, da stand auf einmal eine Frau in der Küche. Wir waren so erschrocken, dass uns ein „Oh“ entfuhr und wir nur noch dummes Zeug geredet haben. Der Frau musste das auch peinlich gewesen sein, denn sie verabschiedete sich schnell. Und nun? Das Schlimmste war, dass Niederkorns der Frau nicht trauen konnte, sie kam zwar öfters Milch holen, war aber ein wenig gebrandmarkt. „Können wir ihr trauen?“ das war die Frage. Um nun allen Scherereien aus dem Wege zu gehen, sagte ich entschlossen „ich muss fort, das Risiko kann ich Ihnen nicht antun“. Sie protestierten dagegen, doch die Einsicht „fort“ war die einzige Lösung. Man alarmierte meine beiden Schwäger, Pier Reisen aus Hollerich und Marcel Everling aus Gasperich und die zwei brachten mich zunächst nach Gasperich zu meiner Schwester Joséphine. Sie bewohnten ein kleines Haus das aber von den anderen Häusern getrennt war. Ich war nun in Sicherheit, aber ich konnte mich kaum auf dem Speicher bewegen, denn dann quietschte der Dielenboden und die drei kleinen Kinder riefen „Mamm, dass een um Speicher“ und meine Schwester hatte ihre liebe Mühe die Kinder zu beruhigen.

Die Alliierten rückten mittlerweile immer näher und da waren wir der Ansicht, dass ich ebenso gut zu Hause in Vichten sein könnte und wir heckten zusammen mit meinem Bruder Misch einen Plan aus. Meine Schwäger begleiteten mich mit dem Fahrrad nach Rollingen zu der Familie Spanier. Mein Cousin Clemes Nic. war mit Marguerite Spanier verheiratet und das war ihr Heimathaus. Ich sollte dort schlafen und am nächsten Morgen käme dann mein Bruder mich mit dem Teimer, beladen mit Stroh, abholen. Gut gedacht, aber es hat nicht geklappt, denn früh gegen Morgen wurde das Haus in Rollingen regelrecht überflutet von absetzenden Soldaten, und immer noch kamen Neue hinzu die überall lagerten, da war der

Plan geplatzt. Ich verließ das Haus getarnt mit einer Sonnenbrille und einem Regenmantel und drängte mich mit meinem Fahrrad durch das Gewimmel und entkam ohne Aufsehen. Aber nun wohin? Heim konnte ich am Tage auf keinen Fall, denn die Gielemännercher waren noch immer aktiv und die Gestapo war wie besessen versteckte Zwangsrekrutierte zu erwischen um Ihnen den Todesstoß zu geben, was ja auch noch oft genug geschah. Ich suchte nun mein Heil in den Wäldern von Boevingen, weit ab von der Landstraße von wo aus ich entfernt den rollenden Verkehr hörte. Ich blieb ganz still und betete, betete, was sollte ich anderes machen um die Zeit tot zu schlagen. Als es dunkel wurde und der Verkehr nachließ, wagte ich mich auf den Heimweg. Alles ging gut, ich begegnete keinem Menschen.

## **Wieder zurück in Vichten**

Ich war bei uns zu Hause angekommen, traute mich aber nicht zur Vordertür. Die Gielemännercher waren ja immer noch aktiv und glaubten trotz allem noch an einen Endsieg. Man hat mir erzählt dass die Brut lauthals verkündete, ich sei nicht an die Front zurückgekehrt und ich hielt mich versteckt. Sie konnten das aber nicht beweisen, denn von mir ist niemals eine Fahnenflucht von der Einheit gemeldet worden. Es war auch gar nicht mehr möglich. Ich erhielt noch einen Brief von einem Lothringer Jungen, der bei meiner Einheit auf dem Kuban war. Der hat mir geschrieben dass ich dem Herrgott danken sollte dass ich noch in Urlaub fahren konnte, denn es wäre einfach nicht mehr auszuhalten. Später wurde gemeldet dass die 179. Division kapituliert hätte und wer nicht tot war geriet in die Gefangenschaft, einschließlich des kommandierenden Generals. War das nun nicht ein Grund mehr Gott zu danken für die wunderbare Rettung?

Nun zurück zu meiner Rückkehr. Ich stand nun hinterm Haus, sah einen Lichtschimmer in der Küche, klopfte nicht zu stark an den Fensterladen und gleich öffnete eine Schwester von mir die Tür und wir lagen uns in den Armen. Unter Freudentränen und Lachen feierten wir leise die glücklich überstandene Heimkehr, auch ohne Teimer. Wer am glücklichsten war, das war meine Mutter, endlich hatte sie ihren Liebling wieder zu Hause. Schade nur dass mein Vater nicht mehr da war, Er ist gestorben nachdem ich fünf Tage in meinem Versteck weilte. Der Tod wurde mir vorenthalten um zu verhindern dass ich versuchen würde einen letzten Abschied von meinem Vater zu nehmen. Victor Niederkorn hat mir es berichtet als das Begräbnis schon ein paar Tage vergangen war. Wie unheilvoll wäre es gewesen, wenn ich daheim aufgetaucht wäre. Der Hund hat drei Nächte lang sehr oft gebellt, ein Zeichen dass die Nazis auf mich gewartet hatten um meiner habhaft zu werden.

Ich war nun zu Hause aber wir mussten uns noch vierzehn Tage gedulden, bis zum 10. September 1944, als endlich die Amerikaner ins Dorf kamen. Welch eine Freude und endlich war die Freiheit angelangt. Ich war untröstlich, dass ich kein Wort Englisch sprechen konnte, (da habe ich mir geschworen das nachzuholen) vor Freude habe ich französisch gesprochen, aber ich hatte Glück, der Amerikaner konnte auch deutsch. Es hat aber nicht lange gedauert und er musste schon wieder fort.



Das Erste was mein Bruder Misch machte, war meine Uniform wieder auszugraben. Er hatte sie im Garten vergraben hatte nebst allem Zubehör, und handelte nun damit mit den Amerikanern. Unter dem Zubehör war auch ein schönes Seitengewehr, das ich einem Deutschen für nur 5 Mark in Mannheim abgekauft hatte, der Mann war bestimmt kein Krösus gewesen um es so billig abzugeben. Unser Misch hat

das Bajonett einfach gegen einen amerikanischen Karabiner vertauscht, nur um damit auf die Jagd zu gehen und das hat mich sehr, sehr wütend gemacht.

Er hatte schon vor dem Krieg einen Jagdpermis und er hatte sich angewöhnt gegen Abend noch schnell auf die Pirsch zu gehen und mich beim Füttern der Tiere allein zu lassen. Das habe ich damals aber nicht lange mitgemacht. Übrigens war Monni Demuth Jagdpächter. Wir hatten ja noch den deutschen Karabiner, den ich aus Russland mitgebracht hatte, aber der genügte ihm nicht. Als ich einmal dabei war diesen Karabiner zu putzen und einzuölen, hat mich Monni Alphonse gefragt ob ich überhaupt damit schießen könnte. Ich antwortete „oh, einwenig“. „Zeig mal“, sagte er. Daraufhin habe ich auf einen Pfahl oben in der Wiese gezeigt, ich habe angelegt und geschossen. Der Pfahl wurde untersucht, der Schuss war mittendurch gegangen. Monni Alphonse hat mich als guten Schützen bestätigt und somit war dieser Fall geklärt.

Es kamen nun etwas bewegtere Tage: eine Miliz wurde aufgestellt und ich war, wie nicht anders zu erwarten, auch dabei. Wir zogen mit dem auf dem Rücken befestigten Hitlerbildnis der Gielemännercher durch das Dorf, die Bande hatte schnell noch die luxemburgische Fahne aufgehängt und die haben wir wieder abgehängt. Wir haben aber keinem ein Leid zugefügt. Bei der Schiesserei in Michelbuch war niemand von der Vichter Miliz dabei, es war eine Miliz aus einem Nachbardorf die auf dem Peckelshof eine Hausdurchsuchung machten. Der Bruder des Pächters Ensch Bernard, der Ensch Jean-Pierre, ergriff während dieser Hausdurchsuchung die Flucht und wurde daraufhin erschossen. Es war ein unnutzer Tod.

So vergingen die Tage und ich wartete darauf, die freie Stelle als Einnehmer übernehmen zu können. Mein Vater war Einnehmer bis die Deutschen einmarschierten aber dann wurde ja alles nach Ettelbrück verlagert, das Sekretariat und die Einnehmeri. Da mein Vater aber dazu schon zu alt war, ging er in Pension. Nach dem Krieg kam alles wieder zurück ins Dorf und der Sekretär Jos Wagner übernahm die zwei Ämter. In Grosbous hatte er auch die zwei Ämter übernommen, aber nicht lange, denn der Gemeinderat ließ das nicht gelten und die Stelle als Einnehmer wurde ausgeschrieben. Aber in Vichten wollte keiner dem Jos Wagner zu nahe treten und so durfte er weiterhin die 2 Ämter bekleiden. Nachdem ich mich mit dieser Situation abgefunden hatte und nach etwas anderem suchte, begann der Krieg wieder aufs Neue, die Ardennenoffensive (Rundstedt-Offensive) war ausgebrochen.

## ***Ardennenoffensive und Befreiung***

Am 16. Dezember 1944 ist das Öesling überrannt worden und die Leute flohen so schnell sie konnten. Meine Familie war auch auf der Flucht mit einem voll beladenen Leiterwagen, gezogen von zwei Pferden und mit ein paar der besten Kühe daran gebunden. Sie waren auf dem Weg nach Bergem zur Familie Clemes, das war wie ein Rückbesuch, denn die Familie Clemes war 1940 bei uns einquartiert gewesen. Monni Alphonse und ich blieben zu Hause, wir hatten aber alles für eine schnelle Flucht vorbereitet. Der Monni sagte einfach, „ich bleibe“.

Eines Morgens kam Kirsch Misch gelassen, (wir beide waren von der Miliz noch da, die anderen waren geflüchtet). „Schnell, schnell“, rief er, „die Preisen sind schon auf dem Géiser, oberhalb der Lourdesgrotte“. Tatsächlich war schon eine Vorhut dort, aber ich wies Misch auf die Kolonnen Amerikaner hin, die von allen Seiten ins Dorf stürmten und in die umliegenden Dörfer vorstießen. „Wir brauchen nicht zu fliehen, wir sind jetzt außer Gefahr“. Etwas später sind auch die Kameraden der Miliz wieder aufgetaucht und wir sind zu dem Orts-Kommandanten bestellt worden. Wir bekamen den Auftrag die Ortseingänge zu bewachen, kein Mensch durfte raus noch rein, „und Sie“, er zeigte auf mich, „übernehmen das

Kommando und sind verantwortlich, wenn es nicht klappen sollte“. Es geschah wie der Kommandant es anordnete. Die Kameraden bezogen ihre Posten, ich war noch auf der Kommandantur als die Amerikaner mit Reuter Jean auftauchten. Ich bekam einen ordentlichen Ruffel und hatte alle Mühe dem Kommandanten die Ursache der Festnahme von Reuter Jean zu erklären. Jean sei bestimmt kein Spion, denn er war Gemeindearbeiter und es war seine Pflicht, jeden Tag nach der Pumpstation in Niedervichten zu schauen und in Ordnung zu halten, damit die Wasserleitung funktionierte. Daraufhin wurde er entlassen und er konnte seine Arbeit weiter verrichten.

Aus Neugierde bin ich einmal mit einem Jeep zur Kundschaft der Lage nach Mertzig gefahren, die Preisen hatten sich abgesetzt, aber da lagen noch überall Tote und kaputtes Geschirr, es sah wüst aus. Da konnten wir in Vichten von Glück reden, dass es so gut verlaufen ist. Wir feierten mit den Amerikanern Weihnachten, es war aber noch keine Freude vorhanden, denn alles war so ungewiss.

Meine Familie war gut versorgt in Bergem, es war schon ein größerer Betrieb als der Unserige hier in Vichten, „een décke Bauer“, also half Misch auch im Betrieb. Aber das währte nicht lange, denn er stand auf Freiersfüßen und wollte so schnell wie möglich heiraten, seine Auserwählte war Léontine Loesch aus Buschrodt. Also kam er heim um die Hochzeit zu organisieren. Ich ging daraufhin an seiner Stelle dann nach Bergem und half dort so gut es ging. Um es gleich vorweg zu nehmen, ich verliebt mich und zwar in H. S. Die Familie S. aus Flaxweiler war bei der Familie Kirsch in Wickringen einquartiert und zur Familie Kirsch bestand eine rege verwandtschaftliche Beziehung durch die Heirat von Jean-Pierre Kirsch mit Irma Clemes und von Guitty Kirsch mit Adolphe Clemes. Ich war schon von meiner Schwester Anna auf dieses Mädchen aufmerksam gemacht worden, denn sie meinte, das wäre eine gute Party für mich. Also war ich gespannt auf das Kennenlernen und gleich beim ersten Zusammentreffen hat es zwischen uns beiden gefunkt. Wir zwei waren im siebten Himmel. Ich hatte fortan kein Interesse mehr an andern Mädels, obschon ich zugeben muss, dass ich so zu sagen ein begehrter Junggeselle geworden war. Ich bin bekannt geworden durch mein Singen in den Andachten in Bergem. Das war meinem Cousin, dem Adolphe Clemes, zu verdanken. Er war Chorsänger und nahm mich gleich mit auf die Empore und dort war ich sofort willkommen. In Wickringen habe ich das Harmonium gespielt. Es gab da zwar einen sehr jungen Organisten, doch wenn er mich sah, winkte er mir zu und erlaubte mir zu spielen. Es war wirklich eine schöne Zeit und ich will sie nicht vermissen.

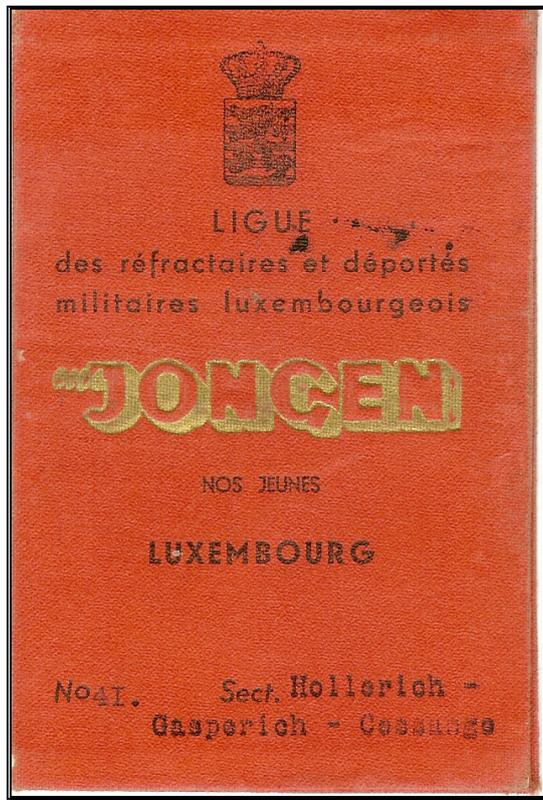
Am 25. Januar 1945 hat dann mein Bruder Misch geheiratet und zu diesem Zeitpunkt waren wir wieder zu Hause in Vichten. Da ich nun wieder auf Freiersfüßen stand, war ich gezwungen andere Wege zu gehen und mich um eine Stellung bemühen. Aber zuerst wollte ich noch lernen. Ich zog nach Hollerich zu meiner Schwester Céline Reisen-Bissen, und bewarb mich bei der Schererschule in Luxemburg, eine sehr gute praktische Schule, spezialisiert auf die Sekretariatsausbildung. So wurde ich nach dem Krieg wieder Schüler.

Ich will noch nachtragen, dass die Liebschaft mit H. S. leider in die Brüche ging. Ich hatte aber das große Glück, auf der Kirmes in Niederfeulen meine zukünftige Frau Joséphine Besenius kennen zu lernen, die ich dann am 20. Juli 1946 geheiratet habe. Dieser Bund hielt mehr als 60 Jahre bis zum Tode meiner Frau am 24. Februar 2008.

Vichten, den 15.10.2009

Gez. Bissen Aloyse

(überarbeitet von Mariette & Jos)



<p><b>NOM DU PORTEUR</b></p> <p>B i s s e n</p> <p>Aloyse</p> <p>PROFESSION: Employé</p> <p>NÉ LE: 5.4.20.</p> <p>A: Vichten</p> <p>DEMEURANT: route D'Esch 187.</p>	<p><b>CHARGE:</b></p> <p>membre à partir du 18.4.45</p> <p>" " "</p> <p>" " "</p>
<p>SIGNATURE:</p>  	<p>Le Président du Comité Central:</p>  <p>Le Président de la Section:</p>  <p>Hollerich le 27 avril 1946</p>

## Zusätzliche Erläuterungen:

### ***Das Pferd in der Wehrmacht***

Das landläufige Bild von der Wehrmacht als einer vollmotorisierten Armee und Inbegriff der technischen Möglichkeiten ihrer Zeit ist eine Legende, die zum guten Teil auf bewusster seinerzeitiger Propaganda beruht. Tatsächlich war die Wehrmacht in ihrer Masse bespannt und beritten, das Pferd war eines ihrer Haupt-Fortbewegungsmittel und das Pferd, nicht der Panzer, prägte das Bild des deutschen Heeres während des Zweiten Weltkrieges. 85% des Heeres waren nicht motorisiert, sondern bespannt - umgerechnet kam auf drei Soldaten ein Pferd. Pferde wurden in drei Bereichen eingesetzt: Zum einen in der Kavallerie von Heer und Waffen-SS als Fortbewegungsmittel des kämpfenden Soldaten. Zum andern auch bei den anderen Waffengattungen als Fortbewegungsmittel des Führungspersonals (Offizierspferde). Und darüberhinaus als Zugtiere vor allem bei der Artillerie, aber auch bei den Pionieren und der Nachrichtentruppe und natürlich bei den Versorgungstruppen allgemein. In den letzten beiden Bereichen wurden Pferde auch bei der Luftwaffe und der Marine eingesetzt.

Insgesamt wurden auf deutscher Seite im Zweiten Weltkrieg 2.800.000 Pferde eingesetzt und es gab nach Ende des Krieges tatsächlich Pferde, die den gesamten Krieg über als Truppenpferd "gedient" hatten. Die Verluste waren indes hoch. Nach Untersuchungen sind ca. 60-63 % der Pferde des Heeres gestorben. Insbesondere an der Ostfront führte die Wehrmacht einen "Krieg des armen Mannes", zu dessen Wahrzeichen das Pferd wurde. Pferde zogen mit den Soldaten durch das riesige Land, durch Staub, Schlamm und Schnee. Wenn Fahrzeuge aufgrund grimmiger Kälte oder mangels Kraftstoff liegen blieben, waren die Truppen ausschließlich auf "Hafermotoren" angewiesen. Die Beanspruchung der Pferde war unglaublich, Fahrzeuge sanken bis zu den Achsen ein, eine richtige Fürsorge nicht mehr möglich und die Fütterung auf Grünfutter und Ersatzfuttermittel umgestellt.



Letztlich wurde die Pferdeabhängigkeit bedingt durch die wirtschaftlichen Realitäten. Der deutschen Industrie gelang es zu keinem Zeitpunkt auch nur annähernd soviele Fahrzeuge zu produzieren, wie für eine durchgreifende Vollmotorisierung nötig gewesen wären. Hinzu kam das bereits für den bestehenden Fahrzeugbestand zunehmend gravierendere Problem der Betriebsstoffversorgung. Das Pferd war in diesem Szenario kein Anachronismus, sondern ein nachwievor brauchbares und vertrautes Hilfsmittel.

## **Rückzug vom KUBAN**

Der Kuban-Brückenkopf war eine deutsche Auffangstellung in Südrussland, die von Januar bis Oktober 1943 bestand und während des fluchtartigen Rückzugs der deutschen Truppen aus dem Kaukasus deren Transport über die Straße von Kertsch auf die Krim deckte.

Nachdem im Dezember 1942 von Hitler eine Weisung herausgegeben worden war, den als Operation Blau im Juni 1942 begonnenen Vormarsch auf die Ölfelder von Grosny und Baku abubrechen, da dieser sich aufgrund immer länger werdender Nachschubwege und Frontlinien zunehmend festgefahren hatte und schließlich vor Ordschonikidse (heute: Wladikawkas) zum Stillstand kam, wurden die Truppen der Heeresgruppe A nach Nordwesten, Richtung Schwarzmeerküste und Krim zurückgezogen, ständig verfolgt von den vorrückenden Einheiten der sowjetischen Streitkräfte. Die 17. Armee stellte für diesen Rückzug eine Auffangstellung am Unterlauf des Flusses Kuban (daher der Name) auf der Taman-Halbinsel Ende Januar 1943 fertig und hielt sie bis zum 9. Oktober 1943, als die letzte Einheit die Straße von Kertsch in Richtung Krim überquerte.

Trotz wiederholter sowjetischer Angriffe während dieser Zeit konnte der Kuban-Brückenkopf gehalten werden, und den Transport von 239.669 Soldaten, 16.311 Verwundeten, 27.456 Zivilisten sowie 115.477 Tonnen Wehrmachtsgut (vor allem Munition), 21.230 Kraftfahrzeugen, 74 Panzern, 1.815 Geschützen und 74.657 Pferden auf die Krim ermöglichen.

Der Transport über die an der schmalsten Stelle nur knapp einen Kilometer breite Straße von Kertsch erfolgte teils mit Transportbrähmen, teils mit einer über den Seeweg gespannten Materialeilbahn. Eine von der Organisation Todt errichtete kombinierte Straßen- und Eisenbahnbrücke über die Meerenge musste bei der Räumung des Brückenkopfs im Oktober 1943 kurz vor Fertigstellung gesprengt werden

## **Die Ardennen-Offensive**

Die Ardennen-Offensive (auch Rundstedt Offensive) oder Unternehmen „Wacht am Rhein“ begann am 14. Dezember 1944 und fand im Westen und Südwesten von Belgien sowie in Teilen des Großherzogtums Luxemburg statt. Hitler wählte den Angriffszeitpunkt bei einer von Westen heraufziehenden winterlichen Tiefdruckfront um so die alliierten Luftstreitkräfte auszuschalten.

Betroffen waren die Gebiete um die Städte Bastogne, Rochefort, La Roche, Houffalize, Stavelot, Clerf, Diekirch, Vianden und die südlichen Ostkantone. Ähnlich wie bereits 1940 sollten sich deutsche Panzertruppen den Weg durch das unwegsame Gelände der Ardennen bahnen und die Alliierten zurückwerfen. Eines der Angriffsziele war die Hafenstadt Antwerpen die für die Alliierten für ihren Nachschub von großer Bedeutung war. Zuerst sollte ein Vorstoß bis zur Maas gelingen um von dort aus über Lüttich dem Albertkanal folgend Antwerpen zu erreichen. Zugleich bestand die operative Absicht darin einen Keil zwischen die britischen und amerikanischen Truppen im Raum Aachen und Maastricht zu treiben um diese sodann zu vernichten. Verschiedene Generäle, welche mit der Planung der Offensive befasst wurden, standen diesem Unternehmen eher skeptisch gegenüber. General von Rundstedt konnte sich nicht mit dem Namen "Rundstedt offensive" identifizieren.

Am ersten Tag der Offensive brach Panik aus. Überall wollte man die Deutschen schon gesehen haben. Vor allem hatte die Bevölkerung Angst vor den Fallschirmjägern, sowie der 5. Kolonne. Deutsche Truppen waren in amerikanischen Uniformen hinter den Frontlinien aufgetaucht und sähten Verwirrung. Wurden die Öslinger 1940 bei den Kriegswirren weitgehend verschont, so traf sie jetzt das ganze Ausmaß des Krieges. Mitten im Winter machten sich viele Zivilisten in aller Eile auf den beschwerlichen Weg nach Süden, voller Ungewißheit um das Schicksal ihrer Häuser. Schlimmer noch war das Los der im Ösling zurückgebliebenen. Die Deutschen waren zurückgekehrt, vor allem die Gestapo, die, gut informiert über die deutschfeindliche Haltung der Bevölkerung ihren Rachegefühlen vollen Lauf lassen konnte. Luxemburger Patrioten und Refraktäre wurden nun wieder verfolgt, verhaftet, gefoltert und verschleppt.

Jedoch wurde der Angriff nach Anfangserfolgen zurückgeworfen, wenngleich sich eine deutsche Angriffsspitze bis auf 9 Km der Maas bei Dinant nähern konnte. Deutschen Angriffskräften gelang die Umzingelung der Stadt Bastogne in der die 101. amerikanische Luft-Lande Division unter General Anthony McAuliffe vom 21. Dezember 1944 bis zum 13. Januar 1945 eingeschlossen wurde. Erst die von Süden angreifende Armee von General George Patton, die Materialversorgung aus der Luft, sowie das Wiedererlangen der amerikanischen Luftherrschaft durch klare Sicht ab dem 12. Januar ermöglichten die Befreiung der Stadt. Die in der Zwischenzeit wieder zum Tragen gekommene Materialüberlegenheit der US-Amerikaner ließ den deutschen Angriff bald stecken bleiben. Die Ardennen-Offensive endete offiziell am 21. Januar 1945 obschon einige Ortschaften in den Ostkantonen erst im Februar 1945 befreit wurden. Insgesamt waren etwas über eine Million Soldaten an der Schlacht beteiligt was sie zu der größten Landschlacht des zweiten Weltkrieges mit amerikanischer Beteiligung macht. Von amerikanischer Seite wird die Offensive unter dem Begriff „Battle of the Bulge“ beschrieben; damit ist der vorübergehende deutliche Einbruch in die eigene Frontlinie gemeint.

Der Verlust an Leben, Panzern und Flugzeugen beschleunigte den Untergang des deutschen Reichs merklich. Die Panzerverbände, die aus dieser Offensive noch kampfkraftig genug heraus gingen, warf man nochmals an die Ostfront um dort zu versuchen die Belagerung von Budapest aufzubrechen.

Bei den Amerikanern beliefen sich die Verluste während der Ardennenoffensive auf 83.987 Mann (10.276 Tote, 47.493 Verwundete, 23.218 Vermißte).

Insgesamt starben 5.703 Einwohner Luxemburgs während des Zweiten Weltkrieges. Das entspricht 1,8 % der damaligen Bevölkerung (290.000). Von den 10.211 zwangsrekrutierten Luxemburgern der Jahrgänge 1920 - 1927 kamen 2.848 (28 %) ums Leben, 96 werden immer noch vermisst. Rund 600 Personen starben infolge von Kriegshandlungen, vor allem während der Ardennenoffensive. Etwa ein Drittel der Häuser wurde durch Kriegshandlungen beschädigt.

#### Quellen:

Wikipedia.de  
Forum.Panzer-Archiv.de  
Bundesarchiv.de  
Lexikon-der-Wehrmacht.de  
Histoprim.lu